

Briefe an Schriftsteller

Stefan Zweig

Briefe an Schriftsteller

Stefan Zweig

Stefan Zweig

1902 – 1918

An Richard Dehmel

Berlin, 7. 4. 1902

Sehr verehrter Herr!

Ich möchte mich heute mit einer Bitte an Sie, sehr verehrter Herr Dehmel, wenden, auf deren Erfüllung ich zu hoffen wage in Anbetracht des wertvollen Unternehmens, das sie betrifft. Ich plane nämlich – und habe Schuster und Loeffler im Falle der Zustimmung der Autoren als Verleger – eine Anthologie von *Verlaine* – und Übersetzungen, von der Voraussetzung ausgehend, daß keiner der bisher vorhandenen Sammelbände künstlerischen Anforderungen genügt und wiederum Meisterübersetzungen, in einzelnen Gedichtbänden verstreut, für das Publikum

verlorengehen. Ich will nun – da die meisten Gedichte mehrfach übersetzt sind – immer die beste für einen schmalen billigen Band wählen, der Deutschland den wesensverwandtesten aller französischen Dichter in annähernder Vollkommenheit repräsentieren soll.

Dazu bedarf ich aber der Zustimmung der Dichter und wende mich vor allem an Sie, sehr verehrter Herr Dehmel, als den berühmtesten und besten unserer Übersetzer. Sonst nehme ich noch in Aussicht: Franz Evers, Richard Schaukal, Max Bruns, Johannes Schlaf, Paul Wiegler, Hedwig Lachmann, Otto Hauser und vielleicht noch den einen oder anderen, aber wie bereits gesagt, stets nur das Beste des Besten. Ist es mir nun verstattet, aus Ihren Werken Übertragungen auszunehmen, so möchte ich um eine Zeile bitten und vielleicht auch um ein Wort, wie Ihnen der Plan zusagt, eventuell auch einen Ratschlag, dem ich mich gerne fügen will. Ich hoffe, daß die Sympathie für unsren großen Dichter und der Wunsch, ihn würdig

in Deutschland vertreten zu sehen, bei Ihnen für meinen Plan sprechen wird.

In aufrichtiger Ergebenheit und Verehrung,

Stefan Zweig

An Richard Dehmel

Berlin, 6. Juni 1902

Sehr verehrter Herr Dehmel,

Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre freundliche Anteilnahme die Sie aufs Neue bewiesen haben; Johannes Schlafs Übertragungen kenne ich und habe dieselben auch zum Teil berücksichtigt, auch persönlich darüber mit ihm gesprochen. Die Anthologie schließe ich dieser Tage ab, nachdem ich heute den Vertrag unterzeichnet habe, demzufolge das Buch in Stärke von sieben bis acht Bogen in eleganter Ausstattung (Vallotton-Portrait

etc.) zu 1 Mark, gebunden in Japan zu 2 Mark erscheint. Das Ihnen zufallende Honorar habe ich gemäß Ihren Ansprüchen auf Mk. 102 fixiert, und zwar

Helle Nacht (18 Verse) – Mk. 9
Kaspar Hauser (14 Verse) – Mk. 7
Mirakel (20 Verse) – Mk. 10
Ruhe (12 Verse) – Mk. 6
Zu Gott (140 Verse) – Mk. 70

und hoffe auch Ihre anderen Wünsche betreffs Korrektur ganz zu Ihrer Zufriedenheit erledigen zu können, da ich während der Zeit des Druckes noch in Berlin bleibe und die Zusendung etc. persönlich überwache. Ich verbleibe in aufrichtiger Verehrung mit ergebensten Grüßen

Stefan Zweig

An Hermann Hesse

Wien, 2. Februar 1903

Sehr werter Herr Hesse,

Ich muß Sie ganz herzlich darum bitten, mir es nicht als gewohnte Verlegenheitsphrase werten zu wollen, wenn ich Ihnen dankend sage, daß mit Ihrem Buche eine große Freude zu mir gekommen ist. Ich danke Ihnen recht, recht innig und muß Sie bitten, mir auch dies glauben zu wollen: ich habe seit langem schon die Absicht gehabt, mich an Sie um Ihr Buch zu wenden. Nur fürchtete ich auf einen zu stoßen, der meine Anschauung nicht teilt, daß auch Dichter oder eben Dichter es nicht notwendig haben, conventionaliter miteinander in Verkehr zu treten. Ich habe von je an jenen »Geheimbund der Melancholischen« geglaubt, von dem Jacobsen in der Maria Grubbe erzählt, ich glaube auch, daß wir, die wir seelische Ähnlichkeiten in uns fühlen, einander nicht fremd bleiben dürfen. Sie, den ich lange aus einzelnen Versen in Zeitschriften liebe, nun

persönlich zu kennen, ist mir aufrichtige Freude.

Darf ich einiges über Ihr Buch sagen? Nein, ich wills doch nicht, ich hab's noch nicht ganz gelesen, nur so aufgeschlagen. Aber ich hab's auch schon genommen und aus meiner hellen lebendigen Empfindung heraus zu meinen Freunden getragen und vorgelesen. Ganz aufrichtig: ich sehe schon jetzt, daß es neben Rilkes: »Buch der Bilder«, Wilhelm von Scholzens: »Spiegel« und meines lieben Freundes Camill Hoffmann ganz wundersam verwandtem »Adagio stiller Abende« das liebste Versbuch dieses Jahres ist. Mit Freude kann ich es zu den Dedicationen stellen; die Gesellschaft dort ist übrigens nicht so übel: Johannes Schlaf, R. M. Rilke, Camille Lemonnier, Wilhelm von Scholz, Franz Evers, Wilhelm Holzamer, Hans Benzmann, Richard Schaukal, Otto Hauser, Busse Palma sind da als Spender zu nennen. Gerne will ich auch, sobald sich Gelegenheit findet, für das Buch etwas tun, und zwar in einem großen Blatte, wo ich

weiß, daß meine Worte nicht im Wind verwehn.

Meinen »*Verlaine*« erhalten Sie in ca. 8 Tagen; ich will heute meinen Verleger um neue Exemplare bitten; ich habe übrigens viel Freude an dem Buche, es geht ganz mächtig ab, und ich hoffe vielleicht schon im Herbst das 3. – 5. Tausend als zweite Auflage in die Welt gehn zu sehn. Da will ich dann zuverlässig Ihr so prächtig übertragenes Gedicht einfügen, eventuell Sie bitten, mir noch andere Proben zu übermitteln.

Und nun noch eins: ich möchte nun, da Sie mit fröhlicher Kraft das Eis gebrochen haben, es nicht wollen, daß wir uns ganz verloren gehen. Ich wüßte gerne mehr von Ihnen, als Carl Busse erzählt. Ich bin zwar kein zuverlässiger Briefschreiber; mit Richard Schaukal war ich einige Zeit in Correspondenz (er schrieb mir auch von Ihnen), hab' sie aber nicht durchführen können, weil mir mein Studium keine Zeit läßt, mich brieflich über Literatur zu

unterhalten; hab' ja ohnehin so meine 3 Briefe im Tag, wiewohl ich nur mit Wilhelm von Scholz, Fritz Stöber und einigen andern deutschen Freunden und einer Menge Franzosen wie Camille Lemonnier, Charles van der Stappen in Correspondenz stehe. Aber von engeren Dingen, vom Persönlichen, von dem was uns bewegt und *innerlich* beschäftigt, einem verehrten Freunde sagen zu dürfen, ist mir immer ein Glück. Nur sind solche Briefe bei mir spontan; sie sind nicht postwendend, sondern dauern oft 3 Wochen und mehr. Wollen Sie es unter solchen Umständen wagen, mir von Ihnen recht viel zu erzählen, so will ich nur froh und innig dankbar sein, und ich glaube, Sie dürfen dann auf mich zählen. Als Lyriker werte ich mich nicht sehr hoch, so zweifle ich nie an meiner gänzlichen Unnotwendigkeit für die Welt – es sei denn, daß ich an mir die Tugend schätze, »meinen Freunden Freund zu sein«. Und mir ist, als würde ich Sie einst zu ihnen zählen dürfen.

Nochmals und nochmals: Dank aus
aufrichtigem Herzen! Haben Sie einmal in
Ihrem Leben eine trübe Stunde, da Sie sich
ängstigen, ob Ihr Lied und Leben nicht
ohne Nachhall verrauscht, so lassen Sie
sich aufrichten durch die Gewißheit, daß
Sie einem mehr gegeben haben als viele in
Deutschland Vielgenannte – mehr wie
Falke, Hartleben, Schaukal, Bierbaum etc.
etc. – nämlich Ihrem Sie in herzlicher
Verehrung begrüßenden

Stefan Zweig

An Hermann Hesse

Wien, 2. März 1903

Werter Herr Hesse,

Glauben Sie mir, wenn auch zwischen
Ihrem Briefe und dem meinigen ein ganzer
Monat liegt, so habe ich doch oft Ihrer
gedacht. Ihren »Hermann Lauscher« hab'

ich mit viel Liebe gelesen – ich danke Ihnen herzlich für dieses Buch. Wie ich so am Anfang war, dacht' ich mir: wie freudig wärst Du nun, hättest du nicht einen schmalen Band in der Hand, sondern ein dickes Buch, wäre das doch nicht ein Fragment, sondern das erste Capitel eines Romanes. Dann dürften wir uns wirklich gratulieren! Aber, wer weiß?! Was nicht ist, kann werden.

Und ich meine, Sie dürfen auch Ihrem Leben nicht gram sein, wenn es Ihnen gegeben hat, dies zu schreiben. Wollte *ich* meine Kindheitserlebnisse zusammenraffen, so wäre ja auch Sonne und Wolken in ihnen, aber sie hätten nicht jenes reine stille Licht, das die rauschende Natur Ihnen gespendet hat.

Großstadtschicksal kann gleiche Tragik haben und doch nie gleiche Größe. Auch ich gehe hier der Literatur ziemlich aus dem Weg. Ich glaube – so sah ich's wenigstens in Berlin –, man denkt sich die Wiener Literatur im Ausland als einen großen Caféhaustisch, um den wir alle

herumsitzen Tag für Tag. Nun – ich, zum Beispiel, kenne weder Schnitzler noch Bahr, Hofmannsthal, Altenberg intim, die ersten drei überhaupt nicht. Ich gehe meine Wege mit ein paar Stillen im Lande: Camill Hoffmann, Hans Müller, Franz Carl Ginzkey, einem französisch-türkischen Dichter Dr. Abdullah Bey und ein paar Malern und Musikern. Ich glaube – im Grunde leben wir – ich meine »*wir*«, die wir uns verwandt fühlen – alle ziemlich gleich. Auch ich habe mich viel verschwendet ans Leben – nur jenes letzte Überfließen fehlt mir: der Rausch. Ein bißchen bleibe ich immer nüchtern – ein Ding, das mir Georg Busse Palma, das größte Sumpfhuhn unserer Tage, nie verzeihen konnte. Ich glaube, ich werde es auch kaum mehr lernen, denn die Fähigkeit zur Gründlichkeit in allen Dingen wird mir von Tag zu Tag fremder: Würden mir die neuen Gedichte nicht wertvoller, als die ein bißchen wäßrigen und allzu glatten »Silbernen Saiten«, so glaubte ich, daß ich mich verflache.

Und dabei muß ich Wissenschaft treiben!
Und ich arbeite jetzt wie ein Rasender, um
nächstes Jahr den Doctor philosophiae
hinter mich zu werfen, wie einen lästigen
Kleiderfetzen. Es ist dies wohl die einzige
Sache, die ich meinen Eltern zuliebe tue
und dem eignen Ich zu Trotz. Ich fühle
mich ganz zermalmt von dem vielen
Büffeln, das nur von wilden Nächten ab
und zu durchkreuzt wird, nie von Erholung
und Befreiung – hoffentlich setze ich's zu
Hause durch, daß man mich zu Ostern auf
10 Tage nach Italien läßt. Ich habe
Italienisch gelernt, und mich hungert mit
einem Male nach Leonardos Bildern, von
denen ich weiß, daß ich sie lieben werde,
wiewohl ich sie nur aus Nachbildungen
bisher kenne.

Ein Brief von Ihnen, werter Herr Hesse,
wird mich sehr erfreuen; je früher, je lieber.
Und daß mich graue Stimmung nicht früher
Dank sagen ließ für Ihre Zeilen, verübeln
Sie doch nicht Ihrem herzlich grüßenden

Stefan Zweig

An Hermann Hesse

1. XI. 1903

Lieber Herr Hesse, ich schreibe Ihnen aus großer Freude. Complimente zu machen, habe ich nicht nötig, aber wie wunderbar schön, wie hinreißend sind die drei ersten Capitel Ihres Buches, das ich bewegten Herzens, sehnsüchtig, aber neidlos gelesen habe. Es ist so deutsch, so echt und gut; ich freue mich heute schon auf den lauten und hellen Fanfarenstoß, den ich ihm vorausschicken will, sobald es erscheint, denn mag Mitte und Ende auch sinken, das Buch darf schon um des Anfangs willen nicht untergehen.

Sie sind, lieber und verehrter Herr Hesse, zu bescheiden und zu mutlos. Oder sollten Sie zu anspruchsvoll sein? Sie haben dreißig meisterliche Gedichte geschrieben, die viel Beifall fanden, allerdings nicht genügend – ich habe das jüngst im

»Magazin für Literatur« öffentlich auch betont –, und sind nicht zufrieden allein damit, daß Sie sie geschaffen haben? Ist es Ihnen nicht mehr, wenn Ihnen ein paar sagen – zu denen ich auch zähle –, Hermann Hesse ist heute einer der Ersten in Deutschland, ein Junger und Großer, mehr Dichter als Holz und Bierbaum und Schaukal und Otto Ernst und alle, die heute mit klappernden Glockenschwengeln ins Land geläutet werden. Sind das nicht auch Erfolge, wenn Fischer einen Roman acceptiert? Ich wollte ich wäre schon so weit! Wollen Sie materielle Erfolge? Auch diese werden nicht ausbleiben, denn Ihre Bücher werben Freunde; die Gabe, die Sie mir mit Ihren Werken gespendet haben, hat schon vierfache Zinsen getragen, hat Ihnen vier Exemplare abgesetzt und achtfache, zwanzigfache Bewunderung und Verehrung gebracht. Ich weiß Freunde, die Verse von Ihnen auswendig können – ich kann auch nicht wenige – und sie recitieren, wenn man von guten Werken spricht. Ich glaube, Sie sitzen zu sehr im Schwarzwald, um das alles zu wissen. Aber bleiben Sie nur dort

und schreiben Sie uns ein neues Buch – ich brauche nicht zu sagen – ein gutes. – Was soll ich Ihnen nun von mir armem Knaben erzählen, der an elterlicher Eitelkeit krankt, einen Doktorhut zu tragen? In der Bretagne, auf der lieben stillen Insel, auf die ich mich verkrochen hatte, um zu arbeiten, habe ich eine sensitive, allzu artistische Novelle geschaffen, die meinen Band complettiert. Seitdem übersetze ich nur ab und zu ein Gedicht von Emile Verhaeren – dem großen belgisch-französischen Dichter. Das gibt auch wieder ein Buch. Aber ich habe gar keine Sehnsüchte, Papier mit eigenem Unfug blätternd in den Händen zu halten; ich wollte, ich wäre wieder in meinem braunen schlanken Segelboot auf Ile Bréhat und steuerte in die Welt, wo ich sie nicht ahnte und kannte. Oder in Paris bei den schönen Frauen, die mich so verzärtelt haben, daß ich hier von Abenteuer zu Abenteuer mit unwilligen Schritten gehe, freudlos und gelangweilt, ohne es mir zu gestehen. Ich verträume mehr und mehr. Das Schaffen wird mir Qual gegenüber dem reinen altindischen Genuß, nicht mehr

schöpferisch die Bilder zu gruppieren,
sondern sie wahllos und ohne Logik
zueinander wandeln zu lassen wie im
Traum. Ein – zwei Gedichte habe ich in
sechs Monaten geschaffen, der sonst in
sechs Tagen soviel schrieb. Aber ich will
nicht klagen: vielleicht haben auch diese
Wege ein Ziel. Ich will nicht hoffärtig sein.

Erzählen Sie mir, lieber Herr Hesse, von
Ihrem Leben dort oben im Schwarzwald.
Und nehmen Sie es nicht zu genau mit den
Briefen: in der Stille schreibt man leichter,
und ein Großstädter

thut eigentlich etwas ganz Altväterisches,
wenn er ausführlich wird.
Nichtsdestoweniger bin ichs Ihnen
gegenüber gerne.

Ein Bild von Ihnen hätte ich gerne und
würde es Ihnen mit gleicher Gabe erwidern.
Seien Sie mir herzlich gegrüßt von Ihrem

Stefan Zweig

An Hermann Hesse

Wien, 20. September 1904

Glauben Sie mir es, lieber Herr Hesse, daß ich mich über Ihren lieben Brief fast mehr geärgert als gefreut habe? Nicht wegen des Portraits: das ist eine kleine dumme Geschichte, mit der ich Ihnen eine Freude zu machen hoffte. (Ihren Widerstand werden Sie übrigens bald dem wachsenden Ruhme opfern müssen, denn die »Woche« läßt sich keinen entgehen, den der Lorbeer auch nur streifte.) Selbstverständlich bleibts unediert. Ein ganz Anderes hat mich verdrossen. Verzeihen Sie mir – ich bin kein Berechner und wäre ein höchst übler Geschäftsmann –, aber ich hatte mir, freudig berührt von den angezeigten 10 000 Exemplaren eine Summe von ebensoviel Mark für Sie herausgerechnet. Und nun schreiben Sie mir ganz stolz von 2 500. Lieber Herr Hesse, Sie haben jetzt eine

Frau – ich hoffe, bald auch noch mehr –, und da dürfen Sie sich nicht so von einem Verleger begaunern lassen, dürfen sich nicht so ganz in eine Bescheidenheit hüllen, die Ihnen zu Gesicht steht wie ein Armesündergewand. Sie sind Deutschland heute sehr viel, und jeder Verleger wäre glücklich, Ihr nächstes Buch sein eigen zu nennen. Glauben Sie mir, der dies aus einer weiteren Perspective sieht wie Sie in Ihrem lieben kleinen Nest Gaienhofen. Und folgen Sie mir: stellen Sie Bedingungen, die Ihnen selbst phantastisch klingen. Sie werden sehen, wie sie rückhaltslos acceptiert werden.

Aber jetzt lassen wir die Fastnachtspredigt: Ich will Ihnen was andres sagen. Ich kann's aber nicht recht: Sie würden es besser spüren, wenn ich Ihnen die Hand schüttelte. Seit Jahr und Tag hab ich nichts gelesen, das mich so sehr ergriffen hätte, so mit linder Hand ans Herz gerührt, daß die Tränen abschmelzen wollten, nichts selbst im »Peter Camenzind« hat mich so gerührt, wie die eine Fortsetzung der

»Marmorsäge«, die ich heute las. Die Schilderung der Unruhe vor der Klärung der Gefühle, dieses In-die-Nacht-Wanderns haben Sie in einer gesegneten Stunde geschrieben. Wie sehnlich warte ich jetzt auf den Schluß, weil ich weiß, wie meisterlich Sie Accorde ausrauschen lassen. Ich wünsche Ihnen viele so schöner Stunden, wie Sie sie mir mit dieser Novelle gegeben.

Nun hab' ich eine Angst gekriegt: in einem Monat wollt ich Ihnen meinen Band Novellen in die Hände legen, und nun habe ich gerade bei Ihnen die Angst, Sie möchten mich mißachten, weil die Dinger noch nicht ganz flügge sind und die Eierschalen der ersten Jugend noch nicht ganz abschüttelten. Aber Sie werden hoffentlich doch sich hie und da was auszugraben wissen, das nicht verdient, weggeworfen zu werden.

Ihr stilles Leben neide ich Ihnen fast. Um so mehr als ich für dieses Jahr gerade ins Brausendste hinein will: nach Paris, wohin

mich viel lockt und irgendein ungestümer Drang hinlenkt. Im Frühjahr will ich das Geld für meine Doktorsreise verpatzen: zuerst nach Südspanien und die Balearen im März, um dann mit dem Frühling, diesem holden Geleiter zusammen, nach Norden zu flanieren, gegen die Pyrenäen zu, und dann in die Provence hinein bis zur lieben Bretagne empor, der ich schon einen schönen Sommer schulde. Ein wenig Arbeit wird sich ja von selbst einstellen. Mir war's ja leider nie gegeben, längere Zeit ganz müßig zu sein. Jetzt hatte ich ein Trauerspiel in Versen (einaktig) im Brouillon fertig: ich kann mich aber nicht mehr mit ihm befreunden, seitdem es eine definitive Form hat. So will ich's entweder um zweier sehr heroischer Scenen willen umschaffen oder paar Jahre lang Schreibtischstaub schlucken lassen. Vielleicht kriegt dadurch neue Kraft. Grüßen Sie mir recht herzlich alles was Ihnen lieb ist in Ihrer kleinen Welt, verzeihen Sie mir meine Einmischung in Ihre Verlegeraffairen, und, bitte, vergessen Sie nicht, daß ein Brief von Ihnen mir

immer eine frohe Stunde bereitet. Ihr
herzlichst und getreulichst ergebener

Stefan Zweig

An Hermann Hesse

5, rue Victor Massé, Paris
21. Nov. 1904

Lieber Herr Hesse, Das »Litterarische Echo«, in dem ich Ihre lieben Worte lese, erinnert mich daran, daß ich Ihnen mit meinem herzlichsten Dank zugleich auch einen Brief schulde. Nun kennen Sie ja selbst Paris – wenn Sie es auch nicht lieben, wissen Sie doch, wie sehr es einen von allen Seiten gefangen nimmt. Ich habe eine sehr hübsche Wohnung gefunden, die in einen Garten hineinzielt und so still ist, als läge sie, von endlosen Wiesen umzirkelt, mitten im Lande. Das macht mich nun sehr froh, daß ich des öfteren still bei mir sein kann und mich nach meiner Art vergnügen:

Bekannte habe ich hier, wenn ich sie will,
und das ist mir lieb. Holzamer, den ich
schon lange kenne, habe ich sehr gern; ein
paar Wiener, ein paar junge Franzosen
kenne ich, und wenn Verhaeren kommt, so
habe ich einen wertvollen und gütigen
Gefährten.

Meinen »Verlaine« habe ich hier mit Lust
begonnen, in Hast vor meinem wachsenden
Unmut vollendet: ich will mich nie und
nimmer mehr binden und verpflichten. Das
zerstört einem das Schönste, die willige
Freude des Schaffens.

Bei Ihnen scheinen ja jetzt frohe Tage zu
sein. Der Bauernfeld-Preis hat mich sehr
gefreut – um so mehr als unsere Wiener
Herren sonst ein wenig dickköpfig sind.
Und Weihnachten streut unserem lieben
»Peter Camenzind« – den ich bei Bernus
jüngst sogar angedichtet fand – sicher in
alle Welt. Hoffentlich sind auch alle andern
Sorgen beim Teufel und Sie leben
wohlgemut und schaffensfroh.

Vergessen Sie mich aber, lieber Herr Hesse, nicht ganz. Erzählen Sie mir einmal, ob wir Neues von Ihnen erhoffen dürfen oder ob Sie brachliegen für die kommenden Jahre der Ernten. Ich freue mich immer so sehr darüber. Gerne hätte ich einen Abstecher zu Ihnen gemacht – zwei Stunden war ich weit –, als ich nach Paris fuhr, da Sie mir aber schrieben, Ihre Frau sei nicht gesund, hütete ich mich wohl, Sie zu verständigen und von Ihrem Heim fortzulocken. Ich hab schon das Vertrauen, daß wir uns einmal finden werden, und ich will Ihnen da gern ein paar Kilometer entgegengehn.

Und das Reisen? Haben Sie es verlernt? Ich nicht, wahrhaftig nicht, ich habe so eine Unrast überallhin zu fahren, alles zu sehen und zu genießen, habe Angst vor dem Alter, daß ich dies – meinen liebsten Besitz – einmal verlieren könnte in Mattigkeit und Faulheit. Im März geht es nach Spanien – es muß dies das schönste Land Europas sein, ich *fühle* das. Kommen Sie mit: Sie wären ein Reisegefährte! Ich weiß nicht: immer wenn ich mir Spanien vor mich hin

sage, spüre ich's wie einen Ruck. Ich freu
mich so darauf; schon studiere ich
spaniolisch. Nun noch herzliche Grüße, von
denen Sie aber Ihrer Frau auch ein paar
abgeben müssen. Ihr in Ergebenheit und
Freundschaft getreuer

Stefan Zweig

An Hermann Hesse

Wien, 17. Oktober 1905

Lieber und verehrter Herr Hesse, ich bin
nun wieder heim. Und als ich so kam,
wühlte ich mir aus den Büchern, die meinen
Schreibtisch belagerten, sogleich Ihren
neuen Roman heraus. Und nun hab ich ihn
gelesen.

Viele Worte darüber werden ja in diesen
Tagen in Ihr stilles Haus gesegelt kommen:
gedruckte und geschriebene. Lassen Sie
mich doch darum sagen, wie ich es

empfunden habe. Empfindung ist nicht Kritik, so darf ich sie sagen und muß nicht vergleichen (wie es ja alle Leute mit dem »Camenzind« tun werden).

Ich liebe sehr diese tiefe und mit so wunderbarer Kunst erzählte Geschichte um ihrer Menschlichkeit willen. Es stehen Dinge darin, die ich selbst in meiner Knabenzeit empfunden hatte und dann wieder verloren: und mit dem Buch dämmerten mir alte Stunden herauf, jene herb-süßen, von denen man nie wußte, daß sie unser schönstes sind. Das haben Sie so hinreißend geschildert, daß ich dankbar über die Ferne Ihre lieben Hände fasse. Und dann die zwei Liebesscenen: die stehen nun wie eigene Geschehnisse in meinem Leben.

Ist das nicht Unsägliches? Kann ein Dichter mehr tun? Kaum. Ich weiß: ich habe einige Einwände gegen einzelnes der Composition (wir sind alle zu literarisch geschult, um so etwas nicht herauszuschmecken), aber das verlischt alles in dem überwältigenden Eindruck, den mir die Seele des Buches

gegeben hat. Ich wollte, alle hätten darüber ihre Freude wie ich. Leider glaube ich nicht daran. Sie werden vielleicht Häßliches zu hören bekommen: es gibt der Leute zu Deutschland genug, die keinem Lebenden zehn Auflagen verzeihen. Werten Sie alles Mißliche, so freuen Sie sich der Begeisterung, die Ihnen wieder fühlen lassen wird, wieviel Sie Deutschland sind und – angeln Sie glücklich. Ich weiß, das ist Ihnen wichtiger.

Ich weiß nicht, ob ich über das Buch schreibe. Ich glaube, man kommt heute überall schon zu spät. Sie sind ja »actuell«. Aber das macht nichts: später oder früher will ich ja doch das, was ich Ihnen durch Ihre Bücher danke, in runder geeinter Form einmal fassen.

Also Glückwunsch ins Haus. Und viele Grüße an Ihre Frau und Sie von Ihrem freundschaftlich getreuen und ergebenen

Stefan Zweig

An Hugo von Hofmannsthal

VIII. Kochgasse 8
Wien, 24. Juni 1907

Sehr verehrter Herr von Hofmannsthal,

lassen Sie mich Ihnen auf das innigste für Ihre freundlichen Worte Dank sagen. Mir ist Keines Urteil in Deutschland wertvoller und wichtiger als das Ihre, und ich freue mich sehr der Gelegenheit, Ihnen das heute schreiben zu dürfen, ohne der Aufdringlichkeit verdächtig zu sein.
Verzeihen Sie mir, wenn ich bislang die primitivste Pflicht der Höflichkeit versäumte, Ihnen meine Bücher zu senden, wozu mich meine von Jahr zu Jahr tiefer bewußte und begründete Verehrung drängte; Ihr gütiger Brief von heute wird mir in Hinkunft gestatten, was mir bislang das unbestimmte Gefühl einer Besorgnis verwehrte, Ihnen lästig oder unwillkommen zu erscheinen.

In aufrichtiger Verehrung Ihr ergebener
Stefan Zweig

An Hugo von Hofmannsthal

VIII. Kochgasse 8
Wien, 16.11.1908

Sehr verehrter Herr von Hofmannsthal,

ich danke Ihnen innigst für Ihr schönes Geschenk, das mir doppelt wertvoll ist: als Gedicht und als gütiges Zeichen freundlicher Gesinnung. Einmal hatte ich schon die Feder angesetzt, Ihnen zu schreiben; mir fiel nämlich ein, daß Sie vielleicht Spoelbergh van Loevenjouls interessantes Buch »Histoire des œuvres de Balzac« nicht kennen, das ich mir eben aus Paris verschrieb und das den Ihnen vielleicht unbekannten Plan der ganzen Comédie humaine enthält, die Aufzählung der ungeschriebenen Romane (Moscou, La plaine de Wagram etc.). Sollten Sie es

wünschen, so schicke ich's Ihnen sofort, wie ich's in Händen habe. Mein Aufsatz ist ja nicht so wichtig wie der Ihre, beschränkt sich übrigens ganz auf einen Versuch der Philosophie Balzac's und ich plage mich eben um einen Titel, diese Einschränkung entschuldigend zu vermerken. Zu einem Vortrag, den ich nächste Woche über Balzac halte, will ich mir Ihre Gegenwart gar nicht erbitten: er wird nur in weitesten Linien die Fülle des Themas zu umgreifen suchen, um in Wien das Interesse für die neuen Ausgaben wachzurütteln. Haben Sie Ihren Essay schon abgeschlossen oder kennen Sie schon Spoelbergh's Buch, dann fällt alles, was ich heute zu Ihnen sagen wollte, zusammen in das Wort: herzlichen Dank. Das und noch viele ergebene Empfehlungen in Verehrung getreu!

Stefan Zweig

An Richard Dehmel

VIII. Kochgasse 8
Wien, 30. Oct. 09

Sehr verehrter Herr Dehmel, ich habe ein großes Buch über Emile Verhaeren geschrieben, das nicht nur im Insel-Verlag in deutscher Sprache, sondern auch beim Mercure de France in einer Übertragung von Paul Morisse erscheint. In diesem Buche ist Ihrer oft gedacht, auch zwei Strophen aus dem »Bergpsalm« citiert, die notwendigerweise übertragen werden mußten. Ich zweifle nicht, daß Sie der Tatsache der Übertragung zustimmen – »um Lebens oder Sterbens willen bitt' ich mir doch ein Wörtchen drüber aus«.

Dieses Buch ist ein Teil der dreibändigen deutschen Verhaeren-Ausgabe, die im Frühling erscheint. Damit schließe ich ein Jahr der Arbeit, die einzig Verhaeren galt, und wende mich Eigenem zu. Hoffentlich wird dies Eigene ebenso wichtig, als es die Durchsetzung Verhaerens in Deutschland gewesen ist. Ich warte ungeduldig auf Ihre neuen Werke, nun Sie die Fülle der

Vergangenheit in definitive Form gebändigt
haben. Warte in Ungeduld und Vertrauen.

In Verehrung treu Ihr ergebener
Stefan Zweig

An Hugo von Hofmannsthal

VIII. Kochgasse 8
Wien, 9. Nov. 1909

Sehr verehrter Herr von Hofmannsthal,

ich danke Ihnen vielmals für die wertvolle
Gabe des »Hesperus«. Ich freue mich seit
einem Jahre schon diesem Buch entgegen:
es von Ihnen erhalten zu haben, macht es
mir noch werter. Darf ich Ihnen ein Wort
dazu sagen? Ich finde es so wundervoll, daß
Sie, dessen Kunst doch so ganz allein und
für sich besteht, dennoch hier in
Gemeinsamkeit für eine neue Form der
deutschen künstlerischen Cultur wirken
wollen. Ich glaube es innerlich zu verstehen

– in Worte läßt sich dies nicht ganz zwingen
– was die geheime Absicht dieses Buches
ist, das den meisten nur als eine
gelegentliche und zufällige Vereinung
erscheinen wird. Und ich bin überzeugt,
daß diese Absicht eine erzieherisch-
wertvolle ist, an der wir Jüngeren alle
werden zu lernen haben, daß ihr Sinn von
Jahr zu Jahr deutlicher und zwingender sich
offenbaren wird; und daß wir im nächsten
Jahrzehnt ihn schon als fruchtbar in unserer
Literatur fühlen werden.

Ich hätte Ihnen gerne meinen Dank
persönlich gesagt. Aber ich reise zu
Vorlesungen nach Deutschland und hoffe
nach meiner Rückkehr, Sie in Rodaun
aufzusuchen zu dürfen. Eine Gegengabe – der
Versuch, durch die Darstellung und
ausführliche Übertragung Verhaerens, in
Deutschland eine neue Möglichkeit der
lyrischen Form aufzuzeigen – bereitet sich
vor und hofft bei Ihnen auf Ihr, allem
Wichtigen und Neuen so bereitwilliges
Interesse.

In inniger Verehrung ergeben
Stefan Zweig

An Richard Dehmel

VIII. Kochgasse 8
Wien, 13. 1.1910

Sehr verehrter Herr Dehmel,

Ich habe seit Tagen auf eine ganz reine und ruhige Stunde gewartet, um Ihnen für die Gabe der Bilder und des Buches danken zu können. Sie war schwer zu finden, diese Stunde: denn gerade jetzt, wo ich daran bin, die Verhaeren-Ausgabe abzuschließen, bin ich – je näher der Augenblick kommt, wo sie sich in ein Definitives verwandelt – immer unruhiger geworden, bossle und bessere, füge ein, werfe heraus: es ist wie die Eisenbahnernervosität vor der Abfahrt, wo man an kleine Sorgen viel Temperament und Zeit verschwendet. Im März sind hoffentlich alle drei Bände in Ihren Händen.

Ich bin sehr neugierig, wie Sie über das kritische Buch denken werden. Es ist mir wichtig zu wissen, wie Sie es werten: denn unter meinen Plänen steht ja seit Jahren auch derjenige, Ihr Werk einmal in einer runden Form zusammenzufassen. Nur ging es bei Verhaeren leichter: denn trotz aller Bewunderung gerade für seine jüngsten Werke glaube ich nicht, daß sich der Schwerpunkt seines Schaffens noch verschieben wird. Seine Rhythmik ist nicht mehr glutflüssig, sondern schon rein crystallisiert, sein Weltbild definitiv. Und damit ist mein Buch gewissermaßen in sich gerundet. Während ich bei Ihnen innerliche Verschiebungen und Wandlungen *eben aus Ihrem Schweigen*, aus der nur innerlich fortdauernden Art Ihres Schaffens

fühle. Ich bin so unendlich sicher, daß Sie selbst durch Ihr Wachstum alle Kreise, selbst die weitesten, die Ihnen liebevolle Betrachtung umlegen wird, zersprengen werden wie ein Baum seinen Eisenring, daß ich zu mutlos bin, jetzt ein Buch zu beginnen, bei dem ich fühle, daß es vom

Gegenstand in ein oder fünf oder zehn Jahren, aber sicherlich bald, schon überwunden sein wird.

Ich habe das Feuilleton von Hans Kyser jüngst gelesen, das bei aller Bemühung nach neuen Worten statt nach neuen Werten mir sehr gefiel. Nur daß ich gerade bei Ihnen die enge gebannte Form des Essays einmal nicht mag: condensieren mag man Werke, die viel aussprechen, nicht aber die, in denen alle Werte der Kunst und der Weltbetrachtung in einem sehnsüchtigen Zustand des Gefühls und nicht des formulierten Gedankens ruhen. Um ein Weltgefühl zu erklären, muß man diese Welt erst aufbauen: und wenn's wirklich eine ist, so will sie Raum.

Ich bin jetzt menschlich sehr sicher geworden. Die große Verhaeren-Ausgabe – und hauptsächlich, daß ich sie rechtzeitig, vor dem großen Ruhm begann – gibt mir in meinen Augen das Ja zu meiner dichterischen und irdischen Existenz. Ich habe das Gefühl, nicht unnötig gewesen zu

sein. Wächst es mir und den Wichtigen
dann nochmals aus dem Eigenen empor,
das ich nun schaffen will, so will ichs
dankbar nehmen wie ein Geschenk.

Dies aber war meine Pflicht!

In inniger Treue Ihr ergebener
Stefan Zweig

An Romain Rolland

VIII. Kochgasse 8
Wien, 10.10.1914

Ich schreibe deutsch, weil Briefe ins
Ausland einem eventuellen Einblick
unterliegen.

Ich danke Ihnen vielmals, lieber verehrter
Freund, für Ihren Gruß in dieser Zeit. Nie
habe ich öfter und herzlicher an Sie gedacht
als in diesen Tagen, nie mehr gefühlt, daß
nur die Gerechtigkeit, die letzte

Aufrichtigkeit uns einander wichtig machen kann. Und wie seltsam: wir haben beide fast zur gleichen Zeit von uns gesagt, wie wir gegen unsern Willen in die wilde Leidenschaftlichkeit geraten sind und ich finde in Ihren Worten (und Sie hoffentlich in den meinen nicht) nie das Wort *Haß* oder dessen Schatten nur. Als ich gestern las, Charles Peguy sei gefallen, hatte ich *nur* Trauer, *nur* Bestürzung in mir, nirgendwo stand in meinem Herzen seinem Namen das Wort beigemengt: Feind. Wie schade um den edlen reinen Menschen. Und wie viele hat die Welt in diesen Tagen verloren in denen der große Künstler, ein Beethoven vielleicht, ein Balzac, noch ganz eingefaltet war in der Frühe seines Todes. Nie wird Europa wissen, was es in diesen Schlachten verloren hat, die Totenlisten sind ja nur Namen.

Das ist ja hüben und drüben gleich: wie Sie so schön sagen, wir wollen unsern Schmerz nicht vergleichen. Ich will auch nicht mit Ihnen, lieber teurer Freund, öffentlich sprechen wie es so manche taten, als Ihr

erster Brief erschien, den ich so ganz edel in seiner Absicht fand wie ich es von Ihnen erhoffte und – meiner Meinung nach – nur irrig in der Voraussetzung. Löwen ist *nicht* zerstört, seine Kunstdenkmäler, vor allen das Rathaus mit unsäglicher Mühe von den Offizieren mitten im Feuer gerettet worden, bis auf die Bibliothek: Ich habe darüber direkten Bericht, habe einen Plan gesehen, der die zerstörten Teile und die erhaltenen, aufzeigt. Wie viel Schuld die französische Presse hat, die in Friedenszeit in ihrer Gehässigkeit und Unwahrhaftigkeit schon keine Grenzen kannte und zweifellos meldete, man habe aus bloßer Rachsucht ein wenig zum Scherze Löwen in Brand gesetzt, kann ich nicht ermessen: jedenfalls weiß ich bestimmt, daß in Löwen außer jenem einen Gebäude kein Schade geschehen ist, auch die Bilder sind alle gerettet. Ich weiß dies von einem Freunde, der selbst bei dem (übrigens grauenhaften) Überfall dabei war und mir alle Details schrieb: aber ich hatte es auch unserm Zeitungen geglaubt. Ich weiß nicht, ob Sie jetzt deutsche Blätter sehen, aber ich finde

sie von außerordentlicher Würde. Nirgends Tartarennachrichten, nirgends der Versuch die französische Nation zu verhöhnen oder deren Armee als eine sadistische Bande hinzustellen. Tut es Ihnen – aufrichtigst – nicht weh, Romain Rolland, in französischen Blättern lange Diskussionen über die Frage zu sehen, ob man deutsche Verwundete auch pflegen solle? Sind wir wirklich in Europa und in dem 20. Jahrhundert, wenn Clemenceau öffentlich ihre Vernachlässigung fordert? Das Blut friert mir in den Adern, wenn ich an die Hilflosen denke, die mit eiternden Wunden und zerrissenen Gliedern ohne Hilfe in Gehässigkeit verfaulen sollen. Ich glaube garnicht daran, daß ein Franzose diese Ratschläge befolgt, aber daß dies überhaupt diskutiert wird, Romain Rolland, öffentlich diskutiert, welche Schmach. Wo es Krieg gibt, müssen wir – ich schrieb es ja auch – meiner Meinung nach schweigen, aber die Verwundeten, die Kranken, die Gefangenen, das ist nicht Krieg mehr, das ist nur das Elend, das unendlich tragische menschliche Elend, das der Dichter zu

verteidigen hat. Für die Verwundeten, für die Kranken erwarte ich ein Wort von Ihnen, denn wenn wir den anderen nicht helfen können, die töten und sich töten lassen müssen, wenn wir das Ungeheure der Tat nicht um eine kleine Stunde zurückhalten konnten, so sollten wir doch den Opfern beistehen und für die Hilflosen um Liebe werben. Ich habe hier in den Spitälern verwundete Russen mit einer Dame besucht, die ihre Sprache spricht, und gesehen wie beglückt die Armen sind, nur ihre Sprache zu hören und wie die Liebe *gerade denen doppelt not tut*, die in Feindesland liegen. Sie sind, Romain Rolland, selbst krank gewesen und wissen, daß Güte und Zartheit in solchen Stunden, da die Seele viel wacher ist durch ihres Körpers Leiden, ein unendliches Labsal ist, daß Feindlichkeit, selbst eine des Blickes bloß oder des Wortes, die Wunden heißer macht und die Qual verhundertfacht. Ich rufe Sie deshalb auf, nicht weil Sie mir Freund sind, sondern Sie, den Dichter, den Menschen: *helfen Sie den Hilflosen.*
Mahnen Sie zur Güte gegen die Kranken

*und schlagen Sie jene elende Diskussion
nieder, die Frankreich schändet. Sie werden
mich genau so bereit wissen, in
Deutschland für irgend etwas zu wirken,
das der Menschlichkeit gilt – sprechen Sie
zu den Frauen, wenn Sie wie ich der
Meinung sind, daß im Kriege dem
Nichtkämpfer das Schweigen ziemt, aber
sprechen Sie, Romain Rolland, sprechen
Sie.*

Sie werden sich in Jahren fragen, wenn wir dieses Kriegs gedenken: was habe ich damals vollbracht? Und wenn Sie nur dies taten, daß *ein* Kranker in Feindesland ein Sandkorn Güte empfing, dürfen Sie von sich sagen: ich war nicht ganz nutzlos in jener Zeit! Walt Whitman ging als Soldat in den Krieg und wurde dort Krankenpfleger: nichts ist größer in seinem Leben als diese Wandlung, nichts schöner als seine Briefe aus jener Zeit. Mögen die andern Kriegslieder dichten, Sie, Romain Rolland, sollten zur Güte aufrufen, die Frauen vor allem, Sie sollten die deutschen Verwundeten schützen vor bösem Blick und

hartem Wort! Erinnern Sie daran, daß
Wunden ohnehin mehr schmerzen, wenn
man verlassen in fremdem Land liegt statt
auf heimischer Erde und daß der Kranke
keinen Krieg mehr führt! Sparen Sie den
Leidenden Qual und Ihrer Heimat eine
Schande!

Von mir selbst will ich nichts schreiben: ich
bin wie verstört von den Geschehnissen!
Alles was ich mir an Arbeit vornahm ist
unterbrochen, meine Nerven gehorchen mir
nicht mehr. Ich habe viele Freunde im Feld,
hüben und drüben – ob wohl Bazalgette,
Mercereau, Guilbeaux nicht auch in Gefahr
sind? – von meinen liebsten Menschen wie
Verhaeren weiß ich kein Wort!!! Ihre Karte
war mir eine Freude über alle Maßen, es lag
etwas von Ferne darin ohne Feindlichkeit
und für die Deutschen ist doch heute alles
außer ihren eigenen Grenzen sonst Feind,
die ganze Welt! Es ist eine furchtbare Zeit
und sie fordert den ganzen Menschen von
uns, um ihrer nicht unwürdig zu sein!

Leben Sie wohl, teurer verehrter Freund,
ich bleibe immer in Treue

Ihr Stefan Zweig

An Romain Rolland

Baden bei Wien, 19. Oktober 1914

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen,
teurer, verehrter Freund, für Ihre guten
Worte. Es gibt Wenige, die so sehr unter
dem Gegenwärtigen leiden, nur um der
ungeheuren Gehässigkeit willen, die jetzt
die Welt erfüllt. Ich bitte Sie mir
unbedingtes Vertrauen zu schenken, daß ich
alles tun werde, um mein Teil an einer
wenigstens geistigen Versöhnung
beizutragen. Schweigen und
Gleichgültigkeit ist heute ein Verbrechen.
Ich weiß nicht, ob ich Ihnen noch oftmals
werde schreiben können. Im nächsten
Monat werde ich – obwohl längst
militärfrei – noch einmal auf meine

Tauglichkeit überprüft. Es wäre für mich ein Glück, ginge mein Wunsch in Erfüllung, dem Spitaldienst zugeteilt zu werden. Wunden zu heilen wäre mir tausendmal lieber als Wunden zu schlagen. Ich fühle daß ich da viel, im Felde wenig leisten könnte, weil man doch nur dort vollwertig ist, wo die Anstrengung auf der inneren Linie des Charakters liegt. Aber solange ich noch daheim bin, will ich mit meiner ganzen Energie wirken, diesen Kampf linder und ohne Bitterkeit zu machen. Und ich glaube, Ihre Anregung, es möchten nach Genf die Besten der Nationen zu einer Art moralischem Parlament sich versammeln, ist das Edelste und Notwendigste, was getan werden kann. Nur müssen es *entscheidende* Persönlichkeiten sein. (Ich selbst habe z. B., das Werk noch nicht getan, das mich berechtigt, für Deutschland oder Österreich zu sprechen). Gerhart Hauptmann für Deutschland, Bahr für uns, Eeden für Holland, Ellen Key für Schweden, Gorki für Rußland, Benedetto Croce für Italien, Verhaeren für Belgien, Carl Spitteler für die

Schweiz, Sienkiewicz für Polen, Shaw oder Wells für England – es sind dies ja nur Vorschläge, aber ich glaube, es wäre zu erreichen. Nun meine Frage: *möchten Sie nicht den Aufruf an die Dichter richten*, ich bin bereit, Sie in Deutschland zu vertreten. Oder soll ich es als Ihre Anregung zuerst in Deutschland publizieren? Ich bin gewiß, Hauptmann folgt dem Rufe! Und wie vieles wäre zu tun? Ich denke an eine Art Zeitschrift, die dort von dem Comité allwöchentlich herausgegeben würde, die Lügen dementierte, bewiesene Grausamkeiten der Welt mitteilte, die alle Anregungen zur Humanität im Kriege, zur Linderung der *unnötigen Not* veröffentlichte. Wäre es nicht möglich z. B., daß man wie in den viel barbarischeren Kriegen von einst Offiziere und Soldaten gegen Ehrenwort austauschte? Daß man Civilpersonen nach neutralen Ländern reisen läßt und sie dort unter Verantwortung jener Regierungen bleiben? Ich habe es selbst gesehen: das Leiden der Soldaten ist gering gegen jenes der Angehörigen, die sich in fruchtlosen Worten verzehren, gegen

das Entsetzen der Flüchtlinge, denen Haus und Heim zerstört ist. Auch wir haben hier Heimatlose aus Galizien, Frauen, die ihre Kinder auf der Flucht verloren haben, in Ostpreußen sind Tausende geflüchtet, als die Russen kamen, und ihre Erzählungen nach der Heimkehr sind entsetzlich. Wer sind wir, Romain Rolland, und wozu sind wir, wenn wir das Wort und die Macht, die uns durch das Wort gegeben ist, jetzt nicht gebrauchen? Ihr Vorschlag ist so edel und so schön: nun erfüllen Sie ihn auch.

Vielleicht wird es nicht gelingen. Aber es muß gezeigt werden, daß nicht nur Nationalismus in der Welt ist. Wir alle haben zwar gebüßt, daß wir so an die Reife der Menschheit glaubten, ich wie Sie haben doch alle geglaubt, dieser Krieg werde verhindert werden können und *nur* darum haben wir ihn nicht genug bekämpft, als es noch Zeit war. Ich sehe manchmal die gute Bertha von Suttner vor mir, wie sie mir sagte: »Ich weiß, Ihr haltet mich alle für eine lächerliche Närrin. Gebe Gott, daß Ihr Recht behalten möget«.

Ja, Romain Rolland, es ist an der Zeit, zu wirken gegen die Gehässigkeit. Es geht nicht an, daß müßige Zeitungsschreiber Soldaten höhnen, die wochenlang auf nasser Erde liegen, täglich ihr Leben einsetzend, daß diese Schreibseelen dann noch die Armen verleumden. Ich glaube fest, daß noch viel zu tun ist, denn in Deutschland – glauben Sie es mir! – ist noch heute keine Gehässigkeit gegen Frankreich. *Frankreich hat einen ungeheuern moralischen Triumph in diesem Kriege erlebt: die Sympathien der ganzen Welt sind ihm entgegengeströmt und was das Wunderbarste ist, Deutschland selbst hat eine Neigung zu seinem Gegner.* Wir fühlen, daß hier gleich gegen gleich steht, Land gegen Land; jedes hat seine besten Menschen herausgestellt, seine heiligste Glut. Der ganze deutsche *Haß* geht gegen England, das Völker kauft wie Schlachtvieh, gegen das England, dessen Volk bei der Pfeife, am warmen Ofen sitzt und aus den Zeitungen den Krieg erfährt, den seine Söldner, die Hindus und Sikhs – im Namen des Rechts und der

Menschenwürde natürlich! – führen. Gegen Frankreich ist nur die Waffe, nicht das Herz; es ist noch immer der deutsche Traum, ein Bündnis mit Frankreich zu haben, ihm Freund zu sein. Ich weiß ja, daß diese Liebe nur eine einseitige ist, aber man sollte sie deshalb nicht ableugnen. Und ich glaube, daß in den geistigen Dingen, die wir meinen, die Verständigung immer zwischen Frankreich und Deutschland am ehesten möglich ist. Wir sind doch das Herz Europas, Frankreich und Deutschland und es muß einmal geschehen, daß diese beiden Länder sich verstehen! Darum ist alles was die Beziehungen – bei Euch und bei uns – vergiftet, ein Verbrechen. Niemand weiß, wie dieser Krieg enden wird, aber ich weiß, es wird darnach ein Friede sein und diesen Frieden *schon* vorzubereiten ist die Aufgabe Aller, die jetzt nicht kämpfen. [...]

Das Bureau zur Ausforschung von Civilpersonen hat auf Österreich glücklicherweise keinen Bezug. Bei uns gibt es keine Concentrationslager, es ist, abgesehen von einzelnen Verdächtigen,

niemand interniert. Zwischen Rußland und uns sind Austauschverhandlungen über weibliche Staatsbürger und Männer gewissen Alters im Zuge oder schon vollendet. In dieser Beziehung ist Österreich ungemein correct vorgegangen und ich kann *Sie versichern*, daß außer gegen einige Serben – von Ausländern niemand eingefordert (*polizeilich*) wurde. Ich werde aber jedenfalls die Bildung eines Comités anregen, das Auskünfte jeder Art erteilt: was immer Sie, Romain Rolland, nur vorschlagen, wird eingeleitet werden. Ich bin glücklich, irgendwie in dieser Zeit tätig sein zu können: ich habe einiges hier in Wien mit Glück versucht. Aber unser großes, unser wahrhaftes Werk in dieser Stunde ist sicher nur das, diesen Krieg wenigstens im Geistigen weniger grausam zu machen und eine Versöhnung anzubahnen, die unbedingt nötig sein wird. Mir graut vor den kleinen Gehässigkeiten *nach* dem Kriege fast mehr, als vor seiner jetzigen Wildheit, denn da ist Schönheit beigemengt, das andere aber nur häßliche kleinliche Gefühle. Ich schrieb es ja in

meinem Abschied: »nie wird unsere Freundschaft, das Vertrauen in uns notwendiger sein als nach dem Kriege.« Leider strich man mir dort einen wichtigen Satz, ich schrieb, »ob wir siegen oder verlieren, haben wir gleiche Gefahr vor uns, Haß oder Hochmut und dann müssen wir auf beiden Seiten kämpfen gegen Beides.«

Ich grüße Sie innigst, verehrter Freund. Ich habe Sie nie meinem Leben und uns allen so notwendig empfunden als jetzt. Alle meine Wünsche gehen zu Ihnen hinüber und zu der großen leidenden Welt Europas, der wir gemeinsam und brüderlich gehören – *trotz allem und allem!*

Treulichst
Ihr Stefan Zweig

Bazalgette ist wohl auch bei der Armee!
Wie oft denke ich an ihn und wie innig!
Wenn sie ihm schreiben, sagen Sie ihm
meinen Gruß! Mein Trost, wenn ich in den

Kampf gestellt werde, ist, daß es wenigstens nicht gegen die Menschen geht, die mir seit einem Jahrzehnt lieb und vertraut sind! Und ich weiß viele, die jetzt gegen Brüder und Verwandte fechten müssen. Von Verhaeren weiß ich nichts, aber ich habe jetzt nach Brüssel geschrieben.

An Romain Rolland

23.10.1914

Sehr verehrter lieber Romain Rolland!

Ich habe bereits die ersten Schritte eingeleitet. In Deutschland habe ich mich an Walther Rathenau, den tüchtigsten und einflußreichsten Menschen gewandt, er wird mir bald antworten, ob die deutschen Listen übermittelt werden können. In Wien habe ich mit dem Roten Kreuz und andererseits mit den officiellen Stellen Fühlung genommen. Ein Freund von mir,

der im Roten Kreuz tätig ist und vielfache Beziehungen hat, wird sich der Sache annehmen. Nötig wäre dazu: ein Brief *vom Roten Kreuz in Genf, der officiell um die Listen der Civilgefangenen bittet und dafür die Gegenlisten verspricht*. Dieser Brief müßte ganz officiell sein und nicht von Ihnen – denn, ich bin ganz aufrichtig, die nationale Reizbarkeit sieht in Ihnen seit dem Wort von »Attilas Söhnen« einen Gegner. Sie verstehen wohl selbst, daß in einer Zeit der Hypertrophie des nationalen Empfindens von einem Bekenntnis oft nur ein Wort zurückbleibt und gerade dieses Wort ist bei uns ein wenig geflügelt geworden. Ich werde sicher Gelegenheit nehmen, das aufzuklären, ich verstand Ihren Brief so wie er gemeint war, in seiner ganzen Schönheit. Aber an den officiellen Stellen sind Sie ein »Gegner« und es ist besser, die Action geht ganz ohne Ihren Namen, nur officiell vom Croix Rouge in Genf. Lassen Sie diesen officiellen Brief an *Dr. Paul Zifferer Wien III Marokkanergasse 11* gehen, sagen Sie darin, daß ich ihn genannt hätte und entwickeln Sie darin

ganz formell den Wunsch. Ich unterstütze selbstverständlich die Absicht an den geeigneten Stellen.

Die Frage ist nur, ob es solche Civilpersonen überhaupt noch gibt. Alle, die nicht Männer im militärischen Alter sind, durften bereits aus Österreich ungehindert auf neutrales Gebiet zurück. Vielleicht sind einige Personen als verdächtig interniert, ich glaube es aber nicht, zumindest keine Franzosen. Man hat hier in Österreich sehr milde die Ausländer behandelt, ungehindert setzen zum Beispiel manche Französinnen ihren Sprachunterricht fort. Es gibt also nur mehr Militärgefangene und für die ist, glaube ich, die Convention bereits in Kraft. *Jedenfalls werde ich in einigen Tagen Präcises wissen* und bei meinem Freunde ist die Action in guten Händen.

Verhaerens Schicksal geht mir natürlich sehr nahe. Ich habe nach Belgien um Auskunft geschrieben und falls ich von dort keine Nachricht bekomme, so werde ich

öffentlich durch das Berliner Tageblatt nachfragen lassen. Ich vermute, daß er in Belgien geblieben ist: seine Art ist es nicht zu flüchten, wenn es das Schicksal seines Volkes gilt.

Ich denke noch immer an Ihren schönen Vorschlag, die besten Menschen der einzelnen Nationen in Genf zu versammeln, und habe heute durch Rathenau Hauptmann fragen lassen, wie er sich zum Gedanken verhielte. Es ist eine ganz unverbindliche Anfrage und ich bin beinahe sicher, daß Hauptmann den Sinn und die Notwendigkeit einer gemeinsamen Action erfaßt. Wie schön wäre eine Zeitschrift, die dort von Woche zu Woche die gemeinsame Meinung der Besten Europas der Welt übermittelte: es wäre ein Denkmal der Humanität für alle Zeiten, eine Insel des Friedens in diesem aufgewühlten Meere der Gehässigkeit. Auch von Ihnen wünschte ich jetzt schon, daß Sie eine Art öffentliches Tagebuch wie Dostojewski in dieser schweren Zeit führten und in billiger Broschürenform weiteren Kreisen

zugänglich machten. Diese Zeit bedarf der Gerechtigkeit wie keine: jeder, der ihr dienen will, muß alle Zurückhaltung fallen lassen und seinem Wort möglichste Verbreitung zu sichern suchen. Wir alle, die wir den Frieden wollten, sind heute bestraft dafür, daß wir ihn nicht so laut forderten wie die andern den Krieg. Das sollte uns ein Zeichen sein!

In herzlicher Liebe und Verehrung Ihr
getreuer

Stefan Zweig

Ich wäre gern persönlich nach Genf gekommen, wie gerne: aber ich bin militärpflichtig und habe deshalb die Pflicht, im Lande zu bleiben.

An Romain Rolland

21. 11. 1914

Mein lieber und verehrter Freund, ich danke Ihnen so sehr ich danken kann für Ihren wundervollen Brief. Wäre, als ich ihn empfing, noch Bitterkeit in mir gewesen, sie wäre entschwunden. Aber wunderbarer Weise hat eine Tatsache mich über Verhaerens Verse getröstet: die Gehässigkeit mancher Antworten in Deutschland. Erst beim Zurückschlagen wurde ich gewahr, wie unzerstörbar meine Liebe zu diesem herrlichen Menschen ist, der jetzt seit Jahren dem Schmerz entwöhnt war und schon ganz oben angelangt in den reinern Regionen der Gefühle, die nicht mehr den Schwankungen des Blutes unterliegen. Und nun mußte er noch einmal hinab ins Inferno des Hasses, er der sich längst schon entsühnt wähnte. Oh, ich ahne, was es ihn gekostet haben mag, gehässig zu sein. Nur die Form tat mir weh, die niedere Form der Schmähung! Könnte ich ihn sprechen, so würde ich ihm sagen, er möge darauf achten, wer ihm jetzt Beifall zollt: in der Literatur seine Feinde, die lachten,

wenn man ihn Dichter nannte und seine Sprache schmähten, und auslands die Engländer, die nie seinen Namen, geschweige sein Werk gekannt. Sie kennen dies und jeder von uns, das heimliche Erschrecken, wenn mit einemmal Leute uns Beifall geben, die innerlich nicht ein Wort unserer seelischen Sprache verstehn: ich mustere mich dann immer mißtrauisch und mir ist, ich hätte etwas falsch getan. Vielleicht wählt ihn heute die Academie, die er bisher innerlich verspottete, vielleicht entdecken die Franzosen, daß er gar kein so übles Französisch schrieb und überhaupt von je ein großer europäischer Dichter war. Nur gedenken soll er, wo man ihn bisher haßte und liebte, für wen er schrieb und für wen er jetzt schreibt: und ich bin zufrieden. Nichts fürchte ich für ihn mehr als den Beifall der Boulevards: der ist heute billig und jeder Lügner heimst ihn ein.

Verstehen Sie nur dies, Sie Mitühlender, wie sehr Verleumding aus einem solchen Munde schmerzt. In Deutschland litten wir nur an dreier Menschen Wort: zuerst an

Ihrem, an dem Maeterlincks und Verhaerens (auch Hodlers natürlich). Nur wenn jene sprachen, tat es weh, denn diese kannten Deutschland, die andern sprachen nur blinden Haß. Und verleumdet ist Deutschland in diesen Tagen worden. Sie haben mich, mein lieber teurer Freund, gewarnt, nur nach einer Seite zu hören und ich schwöre Ihnen, daß nichts meine Seele so erfüllt als gerecht zu sein und nur das zu bezeugen, was man selbst gesehn. Und ich bezeuge: in einer amerikanischen Tageszeitung ist im Oktober ein Essay erschienen, der in Riesenlettern die Aufschrift trug *Vienna in Despair* und als Beleg anführte Stefan Zweig writes und dann einen Artikel brachte, der das Infamste an Fälschung und Mystifikation war. Ich bezeuge dies und frage Sie, ob wir ganz Narren sind, wenn wir schreien, man verleumde uns. Nun habe ich es selbst erfahren. Und Manches, wie die »abgeschnittenen Kinderfüße« die man »oft« in deutschen Tornistern finde oder die Diebstähle des deutschen Kronprinzen – das darf ich stolz sagen, solche Niedertracht

ist unsren Feinden in Deutschland nie
angedichtet worden. Und diese Lügen
springen mit den Telegrafensfunken rund um
die Welt, eine elektrische Atmosphäre von
Verleumdung umhaucht die ganze Erde.
Wer kann ihnen nach, diesen Lügen? Selbst
die Geschichte holt sie nicht mehr ein.

Ich sage Ihnen dies nur, um zu erklären,
warum selbst ich, der ich meine innere
Kraft zusammenraffe, um klar und gerecht
zu bleiben, in manchen Sekunden vielleicht
auch reizbar bin. Es ist die Bitterkeit der
Vielen, die auch den Einzelnen faßt: Sie
selbst werden in Paris ihr nicht ganz
entgehen können oder schwerer zum mindest
als in der Schweiz. Meinen ganzen innern
seelischen Besitz, – Begeisterungsfreude,
Menschheitsliebe und
Aufopferungsfähigkeit – diese
Dreieinigkeit werde ich aber, ich weiß es,
unversehrt in die neue Zeit hinüberretten.
Auch ich werde Europa treu sein, allen
Ländern und allen Menschen. Oh, ich bin
schon so ungeduldig, an jedem Tage mehr,
da irgend etwas in Trümmern stürzt, es

wieder aufbauen zu helfen. Und wir müssen früh beginnen, Romain Rolland! In der ersten Stunde des Krieges war der Haß da und drängte alles fort: in der ersten Stunde des Friedens muß unsere Liebe werktätig zur Stelle sein.

Sie haben mir, Sie Gütiger, immer Liebe erzeigt. Nur weiß ich nicht, ob sie mir persönlich so galt wie sie überhaupt unbewußt aus Ihnen jedem entgegenströmt. Denn ich möchte Ihr Vertrauen zu mir auf eine Probe stellen, Ihnen einen Vorschlag unterbreiten, der der Gesinnung nach Ihnen nahe sein müßte. Ich weiß nur nicht, ob ich Ihnen genug vertrauenswürdig dazu bin. Ich glaube, wir müßten – und ich denke an Sie und mich – *sofort* nach dem Frieden, wem immer der Sieg zufällt, für zwei oder drei Jahre, *aber nur die ersten Jahre*, eine Zeitschrift gemeinsam in beiden Sprachen herausgeben, die »Versöhnung«, »Réconciliation« heißen sollte. Was mir von meinem Vermögen bleibt, will ich gerne dafür opfern und meine ganze Arbeitskraft. Es muß alles, was an Haß

noch zwischen den Völkern ist, durch das Beispiel ihrer Besten sofort gesänftigt werden. Ich glaube im allgemeinen nicht an die Notwendigkeit von Zeitschriften, ich möchte auch nicht, daß diese einen Tag länger lebte, als sie nötig ist, nicht einen Tag! Aber ich weiß, daß sie nötig wäre in den ersten Monaten, hüben und drüben. Auf die Besten in Deutschland könnte ich zählen, daß sie mir helfen würden und Ihnen ist die Unterstützung aller Gerechten in Frankreich und in der Welt sicher.

Ich habe das Gefühl, daß in allen starkühlenden Menschen unserer Zeit jetzt unendlich viel Niedergehaltenes ist. Und es wird vielleicht auch nachher keine Tribüne sein für das notwendigste Wort. Heute, nur heute, da der Kampf noch unentschieden ist, läßt sich die Grundlage zu einem solchen Werk legen. Ich wäre glücklich, meine Zeit, meine Fähigkeiten, mein Vermögen einem solchen heiligen Dienst opfern zu können: aber er müßte so gebaut sein, dieser Tempel der Versöhnung, daß sein First sichtbar sei in der ganzen Welt.

Ich denke die Zeitschrift in beiden Sprachen mit Gastbeiträgen in englischer, italienischer und holländischer, denke mir die Schweiz als Erscheinungsort, zwischen den Staaten und inmitten der Freiheit. Ich fühle und fühle, nur Enthusiasmus und Selbstaufopferung kann wieder nahebringen, was jetzt die vielfache Gehässigkeit auseinandergestoßen hat: jetzt oder nie muß der europäische Gedanke hochgehalten werden. Vieles, das gesprochen sein will, findet nicht die Stelle und nur in Rede und Widerrede kann die ganze heilige Not aller derer sichtbar werden, die an der Entzweiung leiden. Ich fürchte keine Angriffe mehr, ich weiß, daß mein sicherstes Werk nicht das Eigene ist, sondern eine Fähigkeit zur Vereinigung, eine Leidenschaft zur Güte und zur Versöhnung. Ich kann selbst in diesen Tagen niemals jemanden ganz hassen, wo die Welt in Flammen steht und im geheimsten ist mir, als könnte mir einmal die Macht noch werden, den Haß der andern zu mindern. Ich fühle so ganz, was Sie von den Forderungen der Hingabe und des Beispiels

sagen und ich bin froh bereit, alle eigene Pläne auf Jahre wegzustellen für dieses Werk (so wie ich schon einmal zwei Jahre für die Tat hingegeben habe, die deutsche Welt für Verhaeren zu gewinnen – und ich *habe* sie gewonnen). Ich bin heute in dem Alter jener Entschlossenheit, wo man im Moralischen das kann, was man will, und fühle mich auch dieser Aufgabe, die ich Ihnen entwickelte, voll gewachsen. Ihre Hilfe wäre freilich unumgänglich, weil sie so erlauchte Bürgschaft Frankreich gegenüber ist, für die heilige und ernste Absicht dieser Tat. Die tatsächliche Arbeit will ich gerne auf mich nehmen – Ihr Werk ist wichtiger als das meine – aber Ihre Hilfe könnte ich nicht entbehren.

Die Stunde ist da und der Wille auch. Ich fühle den Ruf einer Tat. Mögen die andern nach dem Krieg jeder wieder eigensüchtig zu seiner Arbeit zurückkehren, ich fühle, daß erst dann die Arbeit für das Gemeinsame beginnt. Für lange ist dann noch keine Ruhe, denn ich fürchte, der Haß überlebt den Krieg, er wird nicht geringer,

nur gemeiner nach seinem Ende. Ihn dann zu bekämpfen, wird dann unsere Kriegestat sein und zu ihr fühle ich den Mut so stark wie jene, die sich gegen die Kanonen werfen und unter hundert Entbehrungen vorwärtsgehen.

Ich wünsche Ihnen Kraft für die Abwehr jetzt in Paris: möge sich's nur nicht Ihnen mit Ekel vermengen, feindselig sein zu müssen gegen niedere Gesinnung und vergiftete Worte. Ich danke Ihnen mit mehr Liebe für jede Ihrer Taten als jene alle Haß haben. Und vielleicht ist dies Ihnen schon ein Geringes!

Treulichst ergeben
Ihr Stefan Zweig

An Romain Rolland

Wien, 23. III. 1915

Mein lieber und verehrter Freund, Ihren
Brief vom 20. (Antwort auf meinen eiligen
vom 17.) habe ich erhalten. Lassen Sie
mich nun aus meinem Brief vom 12. März
Eines noch wiederholen: den Dank. Sie
haben mir viel geholfen in dieser Zeit.
Nicht, daß ich umgefallen wäre und
aufgerichtet werden müßte, aber gerade das
Gleiche, was Sie sagten, habe ich
empfunden, Einsamkeit und Widerstand,
die eigene Wachheit schmerzlich im Taumel
der andern. Ein Wort, ein einziges, kann da
erlösen in dem Sinn wie ein Ton, ein
einriger, eine Dissonanz auflöst; nichts als
dies, das Bewußtsein, daß man in einer
hohen Harmonie mit den teuersten
Menschen ist, kann den beseligenden
Umschwung des ganzen Gefühles bringen.
Diese Zeit bindet ja enger, die Lauten
schreien zusammen, die Leisen schweigen
zusammen, aber es ist Bindung und
Bruderschaft allen nötig, den Weisen wie
den Toren. Jetzt einsam zu sein, wäre ärger
wie jemals. Drum Dank, Dank für jedes
Ihrer Worte!

Ich las Verhaerens Worte im »Temps« und den »Annales«, unsere Zeitungen haben sie reproduziert. Ich las die Stelle, wo er mich öffentlich verleugnet (»ich habe dort Freunde gehabt, jetzt sage ich mich von allen los«) und las sie ohne Schmerz. Wenn er wahrhaft so fühlt, daß er jeden einzelnen Menschen, der deutsche Sprache spricht, als seinen Feind empfindet, dann war die Beziehung zwischen ihm und mir ja gelöst nicht nur aus nationaler sondern auch aus menschlicher Dissonanz. Sie wissen, wie sehr ich ihn geliebt habe, – wie einen Vater, wie einen Meister – und doch kann ich jetzt nicht trauern, weil ich überhaupt nicht fähig bin, persönliches eigenes Leiden jetzt so stark zu empfinden in dieser Zeit des Mitleidens für Alle und mit Allen. Ich sage mir es immer wieder: Tausende Mütter verlieren ihre Kinder, tausende Kinder ihren Vater, darf ich da klagen, wenn dieser Krieg mir einen Freund nimmt? Ich habe innerlich redlich das Bewußtsein, nichts mit einem Wort, nichts mit einem Gedanken gegen ihn verschuldet zu haben und fühle mich darum frei in diesem Abschied und ohne jede

Bitterkeit. Das Schicksal, persönlich für eine Rasse gehaßt zu werden, hat mich mein jüdisches Blut seit Jahren lächelnd ertragen gelehrt, ich werde es nun auch mit dem andern Sinn meines Wesens, als Deutscher, geruhig tragen. Und seltsam, gerade in der Vehemenz seiner Äußerungen – die jene der ärgsten Boulevardschreier an Unverstand übertrifft – spüre ich einen tiefen Schmerz, eine Verzweiflung, die ich ehre und achte, so sehr ich die Äußerungen selbst verächtlich finde (es kostet mich viel, bei meiner Ehrfurcht für ihn, das Wort niederzuschreiben). Ich sage Ihnen dies alles, mein lieber und verehrter Freund, aus innerem Bedürfnis und nicht etwa mit der geheimen Absicht, Sie möchten zwischen ihm und mir eine Verständigung suchen. Vielleicht wäre er geneigt, mir eine Ausnahmestellung zu bewilligen, aber ich lehne das ab, so wie ich als Jude immer Begnadigungen und Vergünstigungen ablehnte. Ich weiß nur, wenn er ehrlich bleibt (denn auch seine Leidenschaft jetzt ist ehrlich) so wird er später sich im Unrecht fühlen müssen: ich sicherlich nicht,

weil ich geschwiegen habe. (So sehr man mich auch hier zur Antwort drängte. Aber ich lasse mich nicht drängen.)[...]

Sonst geht mein Leben hier ruhigen, ernsten Gang. Ich habe viel Arbeit zu tun, das ist gut. Ich sehe wenige Menschen und das ist auch gut. Nächstens sende ich Ihnen einen Artikel, den ich veröffentlichen will, er gilt dem Leiden der Polen und Juden: ich lasse ihn am Ostertage wahrscheinlich erscheinen. Pläne habe ich viele und viel Drang zur Arbeit, all das werde ich nachher tun und ich fühle mein Blut schon erregt im Vorgefühl all des Vielen, das zu tun sein wird. Ich zähle sehr auf Ihre Hilfe und Sie können auf mich zählen, was immer mir Ihr Wunsch auferlegen wird. Wie denken Sie über jenes Buch der menschlichen Documente aus dem Krieg? Es müßte auch geschaffen sein. Aber all das ist ja noch weit, jetzt müssen wir nur im Feuer der Tage die Seele ganz rein glühen lassen und ihr die Wärme geben, die dann Liebe schafft. Immer muß ich an den armen toten Van der Stappen denken, wie er mir Jahr

um Jahr von dem großen Monument erzählt
»La bonté éternelle « das er schaffen wollte
als sein Lebenswerk und wie er mir klagte,
er sei doch schon zu alt. In der Jugend
schon müsse man beginnen, an diesem
Denkmal zu bauen und Tag und Tag nur
daran denken. Er ist gestorben, ohne es zu
vollenden: das war mir immer eine
Mahnung, keinen Tag zu verlieren. Auch
wir sind Arbeiter an diesem ewigen
Denkmal. Ich grüße Sie in Liebe und Treue!

Ihr Stefan Zweig

An Romain Rolland

23. VI. 15.

Mein lieber und verehrter Freund, ich will
Ihnen heute ausführlich schreiben und
aufrichtigst. Die Liebe, die ich für Sie und
Ihr Werk fühle, darf nicht schweigen, wenn
sie einmal sich wehren will. Ich glaube,
auch der Geringste hat ein Recht, dem

Besten entgegenzusprechen, wenn er diesen Besten im Irrtum sieht. Wenn wir beide uns schreiben, so ist es nicht um Politik zu treiben, nicht um einer den andern zu seinen Überzeugungen zu bekehren, sondern aufzuklären und gegenseitig uns falsche Leidenschaftlichkeit zu nehmen. Wir haben ja beide nur einen Willen, den zur Gerechtigkeit.

Ich habe Ihren Aufsatz »Le meurtre de l'élite« gelesen und finde: er ist ein Rückfall. Ich verstehe *ganz* Ihre edle, tiefe Absicht. Sie wollten den Franzosen den Haß gegen den einzelnen Deutschen nehmen, aber um überhaupt ihnen Zutrauen zu Ihrem Wort zu geben, haben Sie Concessionen gemacht, Sie haben den allgemeinen menschlichen Standpunkt, den Sie (wie herrlich!) sich erobert hatten, wieder aufgegeben und parteiisch gesprochen. Ihr Artikel ist nicht für die Welt geschrieben sondern für Franzosen, Sie haben die Wahrheit, die Sie ihnen vermitteln wollten – die edle schöne zwingende Wahrheit des Allmenschlichen

unter allen Fahnen und Standarten – in ein buntes grelles Papier mit den Farben der Tricolore eingewickelt. Sie wissen, mein ganzer Wille geht nach Objektivität und, so wie ich jedem dankbar bin, der mir zeigt, wo ich mich vom Gefühl hinreißen ließ, so fordere ich es von jedem, der gleiches will, daß er die Gegenstimme willig hört.

Sie sagen zwei Dinge, Romain Rolland, dem Leser oder besser: dem Franzosen, die er gerne hört und die Sie nie erweisen können. Das erste: die deutsche Regierung habe den Krieg gewollt. Ich will nicht in Einzelheiten eingehen, sondern nur Sie an die Vernunftfrage erinnern: will ein Volk einen Krieg gegen die drei größten Staaten der Welt, kann eine Regierung in *solchem* Augenblick einen Krieg wollen? Und war Frankreich ganz friedliebend? Was lag in den Buchhandlungen seit Jahrzehnten? Schriften der Revanche und des Krieges! Ich glaube, Schuld auf einen Staat zu wälzen, ist einem Objektiven nicht gestattet und Sie dementieren sich selbst. Ihre eignen Worte in einem früheren Essay, wo Sie

allen die Schuld gaben und keinem. Ich kann nur bezeugen, was ich erlebte. Wir in Österreich haben die panrussische Agitation gesehen, mit Augen gesehen und ich selbst habe in Paris dutzendemal (auch in der Kammer) die Revanche predigen gehört. Dennoch würde ich nie ein ganzes Volk, eine Regierung *allein* anschuldigen. – und das haben Sie, Romain Rolland, diesmal getan.

Und zweitens: Sie haben den Mut, die Begeisterung für die gerechte Sache in Frankreich der Disciplin in Deutschland gegenübergestellt. Auch das ist unrichtig. Das Hüben und Drüben ist nicht in Begriffe zu fassen und ein Volk, das zwei Millionen Kriegsfreiwillige gestellt hat, hat seine Begeisterung damit (und nicht zuletzt durch seine gigantische Leistung) gezeigt. Ich zweifle nicht an dem Elan in Frankreich, obwohl die fortgesetzten Parlamentsdebatten über Maßregeln gegen die »embusqués« ebenso ausgenutzt werden könnten wie ein Brief oder ein Gedicht eines Einzelnen, ich glaube, daß kein Volk

auf Kosten eines andern gelobt werden solle. Es hat jedes ein Anrecht auf Ruhm schon allein durch sein Leiden, durch seine Toten.

Wozu also, Romain Rolland, dies Gegenüberstellen? Ist es nicht genug schon, daß die Völker sich in Waffen gegenüberstehen, müssen sie noch von den Besten in ihrem geistigen Sein gegeneinander gemessen werden? Ich wiederhole Ihnen, lieber verehrter Freund, daß ich den vornehmen Sinn, in dem der Essay geschrieben war, verstehe, aber Sie erzielen vielleicht eine Gegenwirkung, wenn Sie die Einzelnen gegen das ganze Deutschland stellen. Es wäre so, wie wenn man sagte: wie herrlich, wie gerecht ist Frankreich, es hat einen Menschen von der Objektivität Romain Rollands, der unter all den Millionen der einzige Vernünftige ist. Wäre Ihnen ein solches Lob nicht entsetzlich? Wäre Ihnen – aufrichtigst! – nicht lieber, man würde Ihr Tun und Schaffen mißachten und verneinen, während man das ganze Land, die einige

Nation röhmt? Ich glaube, lieber verehrter Freund, man sollte nationale Massen-Psychologie jetzt lassen: der Elan ist nicht ein ebenmäßiges Gefühl, sondern ein sprunghaftes. Ich habe die Stimmungen hier und überall rapid wechseln sehn, im Einzelnen wie im Ganzen, und deshalb ist die Einzelmanifestation – ein Brief etwa – so authentisch sie ist, oft im höheren Sinn eine Fälschung, ein falsches Zeugnis. Und einzelne Briefe, aus Aufwallungen der Müdigkeit, des Hasses, oft rein physischer Ermattung geschrieben, bezeugen *nichts* und sollten in diesem Sinn von einem Gerechten nie verwertet werden. Ich glaube überhaupt, wir, die wir nicht inmitten der kämpfenden Armee stehen, sollten Uns jeder Urteile über ihre Fähigkeiten und ihren Geist enthalten, denn wir sind auf Impressionen Anderer angewiesen, von denen jeder nur durch seine eigenen Augen sieht.

Lieber verehrter Freund, ich glaubte Ihnen dies schreiben zu müssen. Sie haben mir viel, unendlich viel geholfen in dieser Zeit,

mein inneres Gleichgewicht zu erhalten, – so muß ich gegen Sie dankbar sein durch Aufrichtigkeit und Ihnen sagen, wo Sie gegen Ihren eigenen innersten Willen nachgiebig geworden sind. Wir unterliegen alle jetzt, mehr als wir es wissen, Strömungen der Zeit und der Stunde, die uns von dem Ziel – Europa – oft gewaltsam wegtreiben. Aber wir müssen uns gegenseitig immer anrufen und die Richtung weisen, damit wir das Ziel nicht verlieren und beisammen bleiben in diesem unsichtbaren brüderlichen Verband der Weltliebe und Zuversicht. Ich hoffe Sie entgelten nicht diese aufrichtigen Worte Ihrem immer getreuen und in seiner Liebe unentwegtem

Stefan Zweig

An Romain Rolland

VIII. Kochgasse 8 Wien,
28. Juli 1915

Lieber verehrter Freund, ich komme eben aus Galizien, wo ich zu dienstlicher Reise hart bis an die Front kam und Unendliches gesehen habe. Ich kann Ihnen nichts Näheres schreiben, aber nur dies: daß jeder, der Urteile von ferne abgibt, aus Stuben und Redaktionen, ein Unwissender und selbst bei bester Absicht ein Ungerechter ist. Die Wahrheit duldet keine Zwischenträger, nur ins offene Auge strömt sie ein und jedes Wort, das geschriebene wie das gesprochene ist schon Verwandlung und Verfälschung. Ich habe viel gesehen, Niederdrückendes und Tröstendes – eine Nacht in einem Lazarettzug hat mir die Welt des Leidens noch weiter aufgetan als je. Und ich bin dem Geschick dankbar, das mich einmal nahe sein ließ und es mir leichter macht, gerecht zu sein.

Ihren Entschluß des Schweigens muß ich ehren, lieber teurer Freund, so sehr Ihre Stimme der Welt auch fehlen wird. Aber auch ich habe resigniert: das Mißverstehen ist jetzt stärker als der Wille zur Verständigung. Aber aus dem Felde bringe

ich Ihnen die eine, die gewaltige Tröstung:
nach dem Kriege wird anders gesprochen
werden. Jetzt reden in den Zeitungen die,
die fern geblieben sind, dann aber werden
jene sprechen, die erlebt haben. Diese
schweigen jetzt, aber sie sehen, sie dulden
und sehen Leistung und Leiden des
Gegners. Diese Menschen werden
nachsichtig und gütig sein, die Blut strömen
sahen. Tinte ist ein billiger Saft, sie läßt
sich leicht verströmen. Darum hat mich ein
Buch wie das Verhaerens »La Belgique
sanglante« nicht tief getroffen. Ich bedauere
es nur. Die Vorrede hat mich sogar
ergriffen, sie ist eine Art Entschuldigung,
sie schiebt das Buch von der
Verantwortlichkeit gegen die Ewigkeit
zurück in die Zeit. Aber wie peinlich, daß
gleich der erste Satz des ganzen Buches
eine Lüge ist. Der erste Satz: Kaiser
Wilhelm habe geschworen, in Nancy,
Calais, Paris einzuziehen. Nie hat (außer
vielleicht in den Lügenfabriken des Matin)
der Kaiser einen solchen Eid gesprochen.
Es wird der große Ruhm Deutschlands in
diesen Tagen sein, mehr geleistet als

versprochen zu haben. Wie traurig nun, daß eine Unwahrheit – und einem jeden Menschen bewußte Unwahrheit – der erste Satz eines Buches von Verhaeren ist. Wie wird er es dereinst bedauern, daß er das Opfer von Zeitungslügen war, er, der die Zeitung und die Lüge einhellig haßte. Oh, ich habe selbst gesehen jetzt oben in Galizien, wie man siebenfach jedes Zeugnis von Flüchtlingen und angeblichen Augenzeugen wenden muß und vor allem dies, daß die Wahrheit in solchen Zeiten nicht flach auf der Hand liegt, sondern daß man sich zu ihr graben muß durch allen auf sie gehäuften Schutt von Lüge und Entstellung wie zu allen andern kostbaren Produkten der Erde. Man müßte allen, die jetzt für die Welt schreiben, Goldwaagen geben für jedes Wort, daß sie es abwägen und prüfen, ehe sie es weitergeben, damit die Menschheit nicht betrogen sei. Nie war es gefährlicher leichtfertig zu sein, für den Feldherrn, den Arzt, den Richter aber auch den Schriftsteller, als jetzt. Oh, Romain Rolland, wie habe ich draußen das alles gelernt. Drei Tage, drei Wochen in jener

Welt sagen mehr als 1000 Bücher und Broschüren. [...]

Leben Sie wohl, lieber teurer Freund und senden Sie bald Botschaft Ihrem immer (und über allen Schein) getreuen

Stefan Zweig

An Hermann Hesse

9. November 15

Sehr verehrter lieber Herr Hesse, wundern Sie sich nicht, daß ich seit Jahren des Vorbeischweigens – ich lebte ja immer als Wanderer irgendwo in der Welt – zum ersten Mal mich plötzlich wieder an Sie wende, aber es ist mir Bedürfnis, Ihnen ein Wort der Dankbarkeit zu sagen. Seit den ersten Tagen des Krieges hat mich Ihre menschliche und dichterische Haltung sehr ergriffen, jedes Ihrer Worte, das ich fand inmitten der andern Stimmen, die mir

wehtaten, innig berührt. Dann schrieb mir mein Freund Rolland, er sei Ihnen nah geworden, und wieder war es mir Freude. Aber all dies hätte mich, den Briefträger, kaum vermocht, Ihnen einen Gruß zu senden, hätte ich nicht an der Gehässigkeit jener Angriffe eine Einsamkeit gespürt, in die Zuruf und Bewunderung eine Pflicht ist. Ihr Aufsatz gestern wieder in der »Zeit« sagte wieder ganz mein Empfinden. Edel und schön haben Sie Ihres dichterischen Amtes gewaltet. Tolstoi und Björnson, die beiden großen Stimmen des Gewissens, sind ja in diesen Tagen stumm, da mußte jeder einzelne eben gegen die Menge vortreten und wenigstens seine Seele retten und sich treu bleiben. Rolland hat mir durch sein moralisches Beispiel viel geholfen: er war mir die stärkste Mahnung zur Gerechtigkeit.

Auch für Ihren »Knulp« habe ich Ihnen zu danken. Ihre letzten Bücher scheinen mir wahrhaftig die schönsten. Darf ich offen zu Ihnen sprechen, so sag ich's, wie mir es schien: nach den ersten zwei Büchern war

mir bei Ihnen ein leichtes Ermüden der dichterischen Imagination bemerkbar, oder es schien mir so. Vielleicht hatten Sie schwere Zeiten, ungünstige Verhältnisse gehemmt. Und manchmal – ich bin offen – bangte mir ganz leise, ob Ihr Weg sich nicht neige. Dann las ich wieder oft und oft einzelne Verse und empfing mit den letzten beiden Büchern den Eindruck einer innern Regeneration. Es ist Alles so durchseelt in Ihren letzten Büchern und so weltweit. Nie war so viel Horizont, so viel Reinheit und Fernblick in Ihrem Schaffen. Und so kam zur alten Liebe neue Bewunderung.

Gern legte ich dem Briefe heute als Dank ein Buch bei. Aber ich halte seit zwei, seit drei Jahren alles zurück, vor allem die neuen Gedichte. Einzig ein Buch über Dostojewski ist ganz fertig, in dem drei Jahre Arbeit und viel Liebe auf hundert Seiten zusammengepreßt sind. Ich glaube, Sie werden es, wenn es im Frieden – wann, oh wann – erscheint, schätzen können. Jetzt vermag ich für mich gar nichts zu tun, mein Militärdienst hält mich ganz. Monate währt

das schon, einzig durch eine dreiwöchentliche Dienstreise durch ganz Galizien knapp hinter den Russen, farbig belebt. Übrigens erzählte mir Robert Michel von dem Versehen, daß Sie im Kriegspressequartier nicht sofort aufgenommen wurden: ich glaube, ich könnte das jede Stunde ordnen, falls Sie noch den Wunsch haben. Aber ich würde Ihnen nicht raten: man ist dort wochenlang nie allein, immer umringt, immer in Gespräch und Bewegung. Auch Bartsch kam von seiner Fahrt irgendwie verstört zurück. Aber ich schreibe da viel, und es wollte eigentlich nur ein Wort sein: Dank! Herzlichen Dank!

In alter Verehrung

Ihr Stefan Zweig

An Romain Rolland

8. Februar 1916

Lieber verehrter Freund, Ihren fünfzigsten Geburtstag habe ich in stillen, lebhaften Gedenken an Sie verbracht. Ursprünglich wollte ich öffentlich von Ihnen sprechen, aber ich fühlte mich gehemmt durch Rücksichtnahmen und mein Dank an Sie ist innerlich so stark und strömend, daß ich gerade an solchem Tage und in solcher Zeit ihn lieber in mich verschließen wollte, statt ihn gehemmt zu sagen. Ich habe so sehr den Sinn dieser Lebenswende für Sie, für Uns gespürt. Jetzt sind Sie den Lehrjahren entwachsen, nun kommen die der ernsten Meisterschaft. Nun müssen Sie Führer, Lehrer, Meister sein! Wie wundervoll sind Sie es gewesen schon, wie sehr hat die innere Autorität der Jahre, die äußere des Erfolgs Ihren Worten, Ihren Überzeugungen Kraft gegeben. Die ganze gesammelte Fülle einer ernsten Reihe von Jahren, mit einemmal war dies Fließende, (das Sie selbst manchmal vielleicht schon verflossen meinten) gleichsam in Crystall gebannt, unverletzlich rein und ich spürte, wie an dieser Makellosigkeit Ihres Wesens alle Angriffe zerschellten. Dieses eine Jahr war

nur so schon möglich durch die dreißig der Arbeit, die Ihren Namen aufbauten und ihn Freunden und Schülern zum Wahrzeichen machten, zum Magnet, der ihren Willen zum ewigen Pole des Lebens wies.

Ich wollte Ihnen an jenem Tage schreiben. Ich konnte es nicht. Es war damals keine Stille um mich. Und ich kam zu Ihnen, wollte kommen mit dem besten Wunsch für Sie – mit einer Bitte. Einer Bitte, die vielleicht kindisch klingt, aber sie ist aufrichtig und die beste: altern Sie nicht, enttäuschen Sie mich nicht! Das Schmerzlichste, was ich erlebte, war in großen Menschen, die ich liebte und nahe kannte, die Haltung, das ethische Rückgrat sich beugen sehn, zu erleben, wie sie Diener des Geldes wurden, Knechte der Eitelkeit, Affen ihrer eigenen Gebärde; Sie sind groß und gütig und verstehen mich sicher richtig. Ich denke an Rodin, wie das Alter ihn weich gemacht und widerstandslos gegen Vieles, ich denke an Verhaeren, der mir das reinste Vorbild meiner besten Jahre war und den ich (noch

vor dem Kriege) Concessionen machen sah der Gefälligkeit, der Schwäche, dem eigenen Spiegelbild (obwohl er innerlich immer für mich ein Herrlicher bleibt). Und ich denke an Flaubert und Tolstoi, die großen Einsamen, die erhaben blieben bis zur letzten Stunde, weil sie sich wehrten.

Sie sind jetzt, Romain Rolland, auf jenem hohen Grad des Ruhmes, wo der Wind scharf weht und die Tiefe geheimnisvoll verlockt. Ich weiß keinen Menschen, dessen ich so sicher wäre, daß er aufrecht bleiben will bis zuletzt, als Sie, und gerade darum spreche ich so offen zu Ihnen. Vielleicht wird sich nach dem Kriege Vieles um Sie sammeln wollen, Vieles Sie an die Spitze stellen wollen, vielleicht wird gerade das officielle Frankreich, das Sie heute verleugnet, nach Ihrem makellosen Namen Verlangen haben und ich bitte Sie heute – und bitte Sie für Jahre und Jahre – weigern Sie sich allem, was Sie nicht sind. Sie sind ein so notwendiges Beispiel eines unerschütterlichen Menschen in Unserer weich wesenhaften Welt, sind es so

wunderbar in schwerster Zeit gewesen, daß
Ihre Pflicht ist, es zu bleiben. So sehr ich
Ihr Werk bewundere, noch mehr, noch
einriger sind Sie uns als Persönlichkeit und
mein Wunsch, meine innigste Bitte an Ihre
kommenden Jahre ist, daß Sie es so bleiben
mögen. Ich habe so gelitten, als ich den
glühendsten Verkünder der menschlichen
Güte, Verhaeren, im sechzigsten Jahr mit
der Axt des Hasses den blühenden so schön
gereiften Baum seines Werks
niederschlagen sah, daß ich zu Ihnen, der
aufrecht geblieben, wirklich wie ein
Bittsteller komme, Sie wenigstens möchten
sich und Ihr Werk immer so bewahren, wie
Sie es uns zu lieben gelehrt haben.

Seltsam mag dies sein als
Geburtstagswunsch zu einer Lebenswende.
Aber ich weiß, zu wem ich rede und eben
weil ich für Sie nicht fürchte, sage ich's
offen und klar. Ich fürchte nur die geheime
Verschwörung gegen jeden Künstler und
Menschen, die der immer stärkere Erfolg
mit dem immer schwächeren Gegenwillen
des Alternden schließt. – ich weiß fast

keinen Künstler Unserer Zeit, der nicht zum Teil dieser Doppelwirkung des Außen und Innen erlegen. Sie sind derjenige, von dem ich mir den stärksten Widerstand gegen dies gefährliche Gesetz der Natur erwarte – noch hab ich nie ein Zeichen der Schwäche in Ihrem Charakter gesehen und *eben darum* mahne ich Sie, es zu bleiben. Sie sind uns notwendig auf Jahre und Jahre als ebender, der Sie heute sind, bleiben Sie es Uns und denen, die hinter Uns kommen! Ich wünsche es Ihnen, wünsche es mir und der Zeit!

Nur dies wollte ich Ihnen heute sagen. Ein Wort ganz Ihnen und für Sie allein. Sonst fühlt man sich ja jetzt dem Einzelnen nichts zu, Alles löst sich in allgemeinen Leiden und Mitleiden. Ich weiß kein Wort mehr, das auszudrücken, was ich empfinde: immer unverständlicher wird mir das Geschehen von Tag zu Tag, immer mehr sehe ich's elementar, unbegreiflich, mystisch. Davon zu sprechen, es zu erklären, zu tadeln wird sinnlos – nur innen lernt man das Dulden ohne Hoffnung, die

stille verhaltene Qual des ohnmächtigen
Mitleidens. Der Tag Ihres einsamen Festes
war frohe Ablenkung für mich: ich nahm
den Jean Christoph und suchte Ihre Stimme
daraus zu hören. Und ich hörte sie, wie
durch Musik, manchmal und gedachte Ihrer
sehr in Liebe und verehrender
Freundschaft.

Treulichst

Ihr Stefan Zweig

An Richard Dehmel

VIII. Kochgasse 8
Wien, 11. September 1917

Sehr verehrter Herr Dehmel, aus innigstem
Herzen Dank für Ihre Worte! Ich empfand
und empfinde es bei Ihnen so wunderbar,
daß Sie trotz eines halben Jahrhunderts
Literatur so wenig das bloß Literarische
beachten und jedem Werke immer im

wesentlichen entgegentreten, es bei seinem
Probleme fassen: und vor allem, daß Sie
mit bereitem Herzen sich hinzugeben
wissen. Es ist dies, was ich rühmend und
dankbar sage, eigentlich existenzhaft
notwendig für den großen Dichter, aber wie
viele derer, die groß waren, sind
eingefroren in der Starre ihres Ruhms, der
Maske ihres Namens! Ich darf es Ihnen
ohne Schamhaftigkeit sagen, daß Sie um
dieser lebendigen Art, die Sie fast als
Einziger jener Generation sich bewahrt
haben, uns heute wie einst der wichtigste
sind, weil Ihnen Problematik noch ins Blut
dringt, eines Andern Anspannung Ihre
Muskeln weckt und die Jugend sich von
Ihnen noch immer am stärksten verstanden
fühlt.

Ihre Worte waren mir sehr wichtig, und wie
richtig Ihr Rat meine Absicht faßte, möge
bezeugen, daß ich selbst die zwei Bilder,
die Sie mir nannten, zur Ausschaltung
bestimmt hatte. An eine vollkommene
Bühnenerfüllung wage ich nicht zu denken:
irgend etwas Festspielhaftes, Antikes

schwebte mir dunkel vor, und ich wehrte mich eigentlich gegen meinen wachen Theaterinstinct. Messe ich dem Werke selbst Wert zu, so geschieht es vor allem, weil es *gegen* das Gesetz des Gefallens die Mischung des heroischen Dramas mit dem Liebesconflict geflissentlich vermied (Wallenstein scheint mir da die ewige Warnung einer Verschmierung tragischer Linie durch himmelblaue Ornamente) und wiederum *gegen* das Gesetz, aber gemäß der Idee des Alten Testaments, die *Ekstase* als höchste Triebkraft des Menschen gegen seinen Gott darstellt. Die Ekstase, den vulcanischen Urwillen des berufenen Menschen, nicht den irdischen, zweckstrebigen kleinen Willen des Kraftmenschen, der zu allen Dingen der Welt, aber nie zu Gott gelangt. Und daß Leid selbst die Wehmutter dieses großen Gefühls ist und ewig sein muß – nicht es erzeugend, aber ihm zum Durchbruch helfend –, dies habe ich erlebt, denn nur unter ungeheuerstem Druck, gequält vom stumpfesten Militärdienst, zerrissen in meinem europäischen Gefühl (dem 10

Jahre Arbeit und Aufbau in Stücke brachen), habe ich mich so zu steigern vermocht. Und der hier den Krieg um der Andern, um der Leidenden, der Gegeißelten, der Toten, der Witwen willen verflucht – um seiner selbst willen segnet er den Krieg. Ich weiß, was diese Prüfung mir war! Möge sie es Deutschland, möge sie es der ganzen Welt sein, dem gekreuzigten Europa! Ich danke Ihnen aus allen Tiefen meines Herzens!

Ihr getreuer Stefan Zweig

P.S. Ich freue mich so sehr auf Ihr neues Werk! Und viele Grüße Ihrer verehrten Frau Gemahlin!

An Emil Ludwig

Rüschlikon bei Zürich, Hotel Belvoir

Lieber Herr Ludwig,

28. IV. 1918

alle Freunde brachten mir Botschaft vom Regen im Tessin – so schob ich die beabsichtigte Reise [auf]. Nächste Woche gehe ich zu Freunden auf ein Gut in die Nähe Luzerns und, kann ich dann noch in der Schweiz bleiben, so komme ich gerne einmal hinüber, so schlecht die Verbindungen jetzt auch sind. Ich schätze neuerdings Ihre künstlerische Lebenskunst wieder: daß Sie Zürich und Bern, diese Schlangennester der Intrige, wo Propaganda, Revolutionsgelüste und Spionage sich schwisterlich verstricken, so sorgfältig meiden, zeigt klare Erkenntnis der Zeit. Ich selbst habe mich hierher gerettet, ganz abseits hin, fahre einmal in der Woche nach Zürich, nur Bücher zu holen, sonst lebe ich abgeschlossen und fühle mich erst frei, seit ich nicht mehr die Leute hier sehe, die, selbst verwirrt, in allen andern Verwirrung schaffen wollen.

In Wien liest dieser Tage Wüllner Ihre »Atalanta«. Schade, daß Sie, schade, daß

ich es nicht höre! Aber freuen wir uns
unseres Friedens! Viele Grüße Ihrer
verehrten Frau und Ihnen von Ihrem getreu
ergebenen

Stefan Zweig

Sollten Sie einmal nach Z. kommen, so
wohnen Sie doch bei mir, 15 Minuten Bahn
oder Schiff von der Stadt und ganz abseits
von den Leuten!

An Herrmann Hesse

Rüschlikon, 12. August 1918

Lieber Herr Hesse, ich möchte Ihnen heute
nur sagen, wie schön ich Ihren Aufsatz über
die »Sprache« in der »Frankf. Zeitung«
fand, wie klar in Ihnen alles ist und wie Sie
Ihr Wort zu sagen wissen: ich liebe heute
Ihre Kunst mehr als je.

Und Ihre ganze menschliche Art. Ihre Worte in der »Friedenswarthe« waren so rein und klar. Ich sah, daß Clemenceaus Blatt oder die Leute, die seinen »Sieg« dort wollen, Sie angriffen – das macht Ihnen nur Ehre. Nie war unser Wort notwendiger als jetzt. Deutschland macht eine Gewissenskrise durch: die Hypnose ist verdampft, das Gefühl wird wieder wach, man fühlt das Leiden. Und dieser Monat August bedeutet eine Entscheidung. Jetzt wird der Friede geschaffen – oder erst in einem Jahr. Wir müssen alle Kräfte dafür einsetzen, daß er *jetzt* werde, nicht aus irgendeinem Patriotismus (obzwar für mich ein Fortkämpfen den rettungslosen Untergang der Centralmächte bedeutet), sondern aus der Verpflichtung gegen die Menschen. Ich hasse die Politik – aber wir müssen jetzt dem dienen, das über ihr ist, der Erhaltung des Lebens. So wenigstens fühle ich den Augenblick.

Ich bin ganz aufgewühlt von diesem Gefühl, daß Schicksal unermeßlich groß, jetzt hinter diesen Tagen steht. Schicksal für

uns alle, für Kinder noch und Enkel. Und könnte ich das schreien, was ich fühle, es wäre besser für mich und die Zeit. Ihnen herzlich die Hand in treuer Verehrung.

Ihr Stefan Zweig

An Hermann Hesse

[undatiert; vermutlich Herbst 1918]

Lieber verehrter Herr Hesse,

Es ist nicht meine Art, Leute zu Leuten zu schicken und selbst Freunde zu Freunden. Aber ich möchte doch zu gerne, daß Sie meinen lieben *Frans Masereel*, den wunderbaren belgischen Zeichner und einen der edelsten, einfachsten Menschen, kennenzulernen (sein »Image de la passion d'un homme« scheint mir eins der unvergänglichen Werke dieser Zeit). Er kann deutsch und liebt Ihre Werke sehr.

Montag kommt er für einige Stunden nach Bern, und zwar gegen 16 1/2 Uhr und bleibt bis 6 Uhr. Vielleicht schreiben Sie ihm ein Wort poste restante, wo er Sie in der Stadt oder sonst sehen kann.

Welche Wendung indes! Ich bin nicht so politisch vergiftet, um nicht unendliche Trauer zu fühlen vor so viel Leiden.

Herzlichst

Ihr Stefan Zweig

An Emil Ludwig

Montreux, Hotel Breuer
21. /IX 1918

Lieber Freund, Ihr Brief, den Ihr Aufsatz in der N.N.Z. ergänzte, war mir sehr interessant. Aber wie gesagt, es ist Schicksal in diesem Zuspätkommen aller Ratschläge, so wie Schicksal in Grouchy's Verspätung von Waterloo war: für alle

Generationen müßte erwiesen sein, was seit Napoleon eine Welt wieder vergessen, daß Hybris jedem Erfolge der Macht entwächst und ihren Schöpfer, die Macht, tötet. Die letzten Jahre Napoleons, die letzten Monate Ludendorffs sind das gleiche:
Königsmacherei von Verwandten,
Aufteilung von Ländern mit dem Lineal,
Zertretung der öffentlichen Meinung,
Verachtung der *Psychologie aus Machtrausch*. Das war es, was Napoleon, was Deutschland brach, diese Gleichgültigkeit gegen jede Meinung im Erfolg, und wenn Sie den Vergleich ziehen, fällt er noch zu Napoleons Gunsten, denn sein Erfolg war gehärteter schon als der Ludendorffs, der in seinen besten Stunden noch immer Hoffnung war.

Was jetzt kommt, wird entsetzlich sein. In Deutschland kommt die Democratisierung zu spät: man stellt jetzt eilig die Socialisten vor die Kronen, was diese gehorsamst tun werden (oh, warum jappen die Menschen alle so nach Macht, nach fugitiver, freudloser Macht!?), und prompt werden

alle Bedingungen erfüllt, die – gestern noch galten. Heute sind meinem Empfinden nach die Hohenzollern nicht zu retten mehr, nie werden die übermütig gewordenen Republikaner mit W[ilhelm] oder F[riedrich Wilhelm] verhandeln – aber man wird sie erst abtun, wenn die Entente schon die Faust um den Hals hält. Denn daß jetzt der Anfang vom Ende da ist, darüber gibt es für mich keinen Zweifel: die Erfolge sind überall zu einhellig, und in Deutschland hat man die Kraft so oft auf Siegfrieden gepeitscht, daß für den Verteidigungskampf kein neuer Elan mehr möglich ist. Immer hatten die Alldeutschen gerufen: der Wolf! der Wolf! *Jetzt ist der Wolf wirklich da*, nur man glaubt es drüben nicht mehr. Jetzt geht es auf Vernichtung, Beugung, Zerschmetterung. Und für mein Empfinden müßte man dem am ehesten jetzt ein Opfer hinwerfen, der am wenigsten von Volk und Land will: Amerika. Das begeht Sturz des Königtums, Anerkennung der Schuld, Rückstellung Belgiens – habeat! Aber Sie werden sehen, daß die Hohenzollern lieber Elsaß und 6 Rheinprovinzen opfern werden

wollen als ihren Thron. Und dazu hat Deutschland noch nicht die Entschlossenheit. Paris hat zwei Tage nach Sedan die Bonapartes expediert: Deutschland konnte in vier Jahren nicht das preußische Wahlrecht erzwingen, es wird keine Energie aufbringen als die der Verzweiflung. Ach, und das ist Alles schon geschrieben, göttlich prophetisch in des verlachten und verachteten Heinrich Heines Prosaschriften: sie zu lesen ist heute magisch. Wie hat er dies Volk gekannt und die andern und wie sie alle geliebt, dieser prachtvolle jüdische Europäer, trotz allem und allem unser Vater und Vorbild im Geiste! Warum haben wir ihn mißachtet, den »Journalisten«, warum ihn nicht genug gläubig gelesen? Er wußte uns mehr zu sagen als all die Wissenden von heute.

Lieber Freund, bereiten wir uns innerlich auf harte Zeit. Jetzt kommt der letzte Akt der Tragödie. Ich habe in meinem »Jeremias« das alles vor drei Jahren geschrieben und weiß es seit fünf Jahren, und doch, weiß ich, wird es an mir rütteln.

Niemand kann jetzt helfen als das Volk! Als Zorn oder Wut, irgendein Elan. Die Vernunft ist tot. Graben wir uns ein in Arbeit, bis sie erwacht oder bis wir im Lebendigen wirken können. Ich bin Ihnen untreu geworden mit Locarno. Ich hatte doch Angst vor den vielen Literaten (ich kenne zuviel von früher!). Und hier in Montreux ist es herrlich, ich bin allein in meinem hohen Zimmer über dem See, habe manchmal ernste und ergriffene Gespräche mit Rolland und denke schon mit Grauen wieder nach Zürich zurückzukehren. Wann sehen wir uns? Bleiben Sie wirklich festgemauert in M.? Es ist vielleicht das Klügste! Herzlichst

Ihr Stefan Zweig

Mein neues Stück wird noch nächsten Monat in Hamburg oder Dresden uraufgeführt.

An Hermann Hesse

18. Okt. 1918

Lieber verehrter Hermann Hesse, ich muß Ihnen innig für das kleine Buch danken und für vieles sonst noch. Sie sind von all den Dichtern hier der Gefestigte: in Ihnen ist irgend etwas, das nicht zu erschüttern ist, weil es viel tiefer wurzelt als in der Zeit. Ich verkenne nicht den Preis dieser Sicherung: unendlich viel Resignation auf äußeres Leben, Verzicht und Entzagung. Sie haben schwere Jahre hinter sich: ich spüre das so in Ihren Versen, die jetzt so voll sind, so reif und klar. Und ich weiß, Ihnen kann eigentlich nichts mehr geschehn.

Ich drücke das alles dumpf aus, aber ich glaube, Sie spüren schon, was ich meine. Ich hoffe auch bald drüben zu stehen, wo Sie sind, in jenem Jenseits, wo man nur bildhaft und spielhaft diese tolle Welt anblickt und jener andern gedenkt, die man um so viel lieber geträumt.

Ach, warum kann ich das alles nicht besser sagen, und spür es doch im Wehsten klar –

mit jener Klarheit, die bei Ihnen jetzt schon ganz selbstverständlich im Wort, im Gedanken und Wesen ist. Sie wissen es selbst nicht, lieber Hermann Hesse, wie Sie reif geworden sind in den letzten Jahren. Ich weiß es und sage Ihnen: wenn Sie jetzt ein Buch schreiben werden, wird es ein ganz wundervolles sein. Es gibt ganz wenige Menschen, derer ich so sicher bin als Ihrer. Und ganz sicher keinen, dem ich dies so schamlos unbefangen sagen würde: denn nichts wäre verhängnisvoller, als käme jetzt, wo alles in Ihnen reif und klar ist, noch einmal Müdigkeit über Sie oder risse Sie die irrsinnige Zeit in den Wirbel hinein.

In herzlicher Verehrung

Ihr getreuer Stefan Zweig

1919 – 1933

An Richard Dehmel

[undatiert; vermutlich 12.7.1919]

Verehrter Herr Dehmel,

Nichts konnte mich mehr verwundern und erschrecken als Ihre Karte. Ich bin leider nicht ein Briefschreiber des richtigen Ranges wie Goethe, der sich Brouillons aufbewahrte oder Kopien anfertigen ließ, weiß also nicht, welchem Worte Sie eine so unverständliche Auffassung meines Gefühles für Sie oder Ihr Volk anheften. Schade, daß Sie ihn in den Papierkorb warfen: vielleicht hätte ihn ruhiges Lesen doch entschuldigt, denn wenn auch in der Erregtheit der Stunde meinerseits geschrieben, war er gewiß in der gleichen Erregtheit der gleichen Stunde von Ihnen

gelesen. Nun denke ich, daß beiderseits diese Erregtheit kein übles Zeichen ist: nichts kränkt, nichts erschüttert mich mehr als die Gleichgültigkeit, die Tausende, ja Millionen in diesen Tagen hatten (ein verlässlicher Freund schilderte mir diesen Tag in Berlin, und ich habe hier und in Wien nie eine so heitere Frühlingslaune gesehen bei dem Volke als in den ersten Tagen des unterzeichneten Friedens).

Ich glaube aber und wiederhole, daß es ein Unglück Deutschlands war, daß die Führer und Verführer der Nation sich nicht selbst gerichtet haben, daß Tirpitz statt wie ein Admiral auf sinkendem Schiffe unterzugehen und den Revolver zu nehmen, in die Schweiz flüchtete und Ludendorff nach Schweden, daß die Anzettler der Fabriksausräumungen in Belgien und Frankreich (für die noch die Kinder ihrer Kinder werden bezahlen müssen) ruhig in Deutschland Spazierengehen: daß diese Menschen, die von Millionen die unerhörteste Anspannung des Willens nach *ihrem* Wahn verlangten, nun die Schuld

nicht freiwillig zahlen. Und ich halte es für ein Unglück Deutschlands, daß es nicht unverbrauchte neue Menschen an seine Spitze stellte, daß es wiederum Erzberger und die anderen Geschmeidigen nahm, die ihm unendlichen Schaden getan.

Es scheint, daß Sie anderer Meinung sind und die Nationalversammlung für die würdige Vertretung des wahren Deutschland halten. Das sind politische Ansichtsverschiedenheiten, über die selbst der mit reinsten Formen geführte Streit doch nur eine erhabene Kannegießerei wird. Was mein Brief ersehnte, war, Sie zu einem Wort, zu einer Tat aufzurufen: manche Stellen Ihres Tagebuches zeigen mir, daß in Ihnen der Wille, die Kraft zu einem mahnenden Propheten, aber auch zu einem züchtigenden Propheten ihres Vaterlandes wäre und daß Sie vielleicht die *Pflicht* haben, heute politisch (das heißt überpolitisch) die Führung zu übernehmen. Es ist eine große Scheu, eine zu große der deutschen wirklichen Menschen vor der Tat: warum sind Sie, warum sind die

wichtigsten Menschen wie Rathenau, politische Naturen wie Thomas Mann, wie Heinrich Mann bei den Reichstagswahlen abseits geblieben? Warum, auf die Gefahr hinein zu erliegen, nicht vor der Urne gestanden? In Bordeaux 1871 hielt Victor Hugo eine unvergeßliche Rede an die Nation: Warum sprach nicht ein Dehmel, ein Hauptmann, ein Thomas Mann in der deutschen Nationalversammlung, sondern ein Professor, zwei Rechtsanwälte und sonst Professionspolitiker. Sie haben Ihre Pflicht gefühlt am ersten Kriegstage: ich sehe Ihre Pflicht heute mehr als je in einer geistigen Führung, in einer öffentlichen Tätigkeit.

Ich sage das, obwohl ich in Vielem anders denke als Sie. Ich halte den nationalen Gedanken für eine Gefahr und glaube, daß wir durch den Brennpunkt seiner Überschätzung durchgehen. Sowenig wir heute begreifen, daß Deutschland sich dreißig Jahre wegen des heiligen Abendmahles und seiner Deutung zerfleischte, sowenig wird eine Welt in 200

Jahren verstehen, wie unser (dann längst schon einiges) Europa wegen Sprachenfragen und Grenzen sich so martern und zernichten konnte. Freilich: jene Welt wird wieder einen anderen, einen neuen Wahn haben und für den ebenso töricht sich selbst vernichten, in anderem Kampfe die gleiche Fülle von Begeisterung, Haß, Mißverstehen, Aufopferung und Liebe erzeugen. Und vielleicht ist es dem unsichtbaren Willen nur um dies zu tun: daß ewig diese Kräfte des Einzelnen in den Massen zur Wirkung kämen.

Ich habe mich seit Jahren gezwungen (auch oft gegen mein Gefühl) keine Gemeinsamkeiten als moralische Werte anzuerkennen. Es *gibt* keine Gerechtigkeit, keine Freiheit, keinen Mut bei einem Volke und bei dem anderen nicht: ich kenne nur liebe Menschen (so Richard Dehmel, und wenn er mir auch das Tintenfaß an den Kopf wirft, ich werde nie aufhören auch seinen Zorn zu ehren), ich liebe die Sprachen und ihren vielfältigen Geist, aber ich sehe in den Staaten nur zufällige

Formen. Was bin ich zum Beispiel?
Deutscher, wenn wir zu Deutschland
geschlossen werden, Deutsch-Österreicher,
wenn uns die Entente zu einer
Selbständigkeit hilft, Tschechoslowake,
weil mein Vater Deutsch-Böhme ist und wir
vielleicht morgen schon annektiert werden,
Jude, wenn das Judentum hier zur
Minderheitsnation umgezwungen wird. Das
ist kein Einzelschicksal: Millionen wissen
heute nicht, was sie sind, die Vorarlberger
werden morgen Schweizer sein – ich
empfinde das alles als Farce, so wie ich
Bismarcks Deutsches Reich als einen sehr
mächtigen großen Staat zwar, nie aber als
die Deutsche Welt empfunden habe (die
einzig im Unsichtbaren, in der Sprache und
im Geiste liegt).

Darüber werden wir wahrscheinlich
verschiedener Ansicht sein und all die
Ehrfurcht, die ich für Sie habe, kann mich
da zu keiner Aufgabe meiner Gefühle
zwingen. Ich bitte Sie nur um Eines: nicht
zu glauben, daß ich jemals die Ehrfurcht

vor Ihrer Meinung und Stellung verletzen
wollte oder verletzt hätte.

Was ich über Ihr Tagebuch öffentlich schrieb, bezeugt doch den unwandelbaren Respekt vor Ihrer politischen, poetischen und menschlichen Gesinnung, wenn ich auch die Monotonie der äußeren Geschehnisse als künstlerisch hemmend empfinde: ich glaube gerade, daß ein so leidenschaftlicher Gegner des Krieges und jedes Nationalgefühls als Zeuge für die Reinheit und Hoheit Ihrer Gesinnung mehr zählt als Einer, der Ihren Ideen von Anfang verbrüdert war. Und wenn ich, der ich in so Vielem gegen Ihre Meinung stehe, Sie zur Tat rufe, zur Übernahme öffentlichen Wortes, öffentlicher Stellung, wenn ich glaube, daß Deutschland heute ein moralischer Mensch in der Führung wichtiger ist als ein Dutzend politischer, so möge Ihnen dies doch ein Zeichen sein. Ich halte ebenso die politische Meinung eines Thomas Mann nicht für die richtige, dennoch würde ich tausendmal lieber ihn an der Spitze sehen als irgendeinen der jetzt im

Unkraut der Zeit üppig aufschießenden Literaten-Internationalisten. Ich ehre nicht die Partei, sondern die Gesinnung. Und in diesem Punkte kann ich nicht anders: Deutschland hat Parteimenschen gewählt, parteimäßig für Unterwerfung oder Widerstand gestimmt, statt sich großen verantwortlichen Menschen anvertraut. Wären Sie, wäre Thomas Mann im Reichstage gewesen, so wäre die Sitzung ein Unvergeßliches geworden für die späteren Generationen, eine Erschütterung für alle Geister Europas.

Ich bitte Sie also nicht, mir meine Gesinnung zu *verzeihen*, sondern mein Gefühl zu *verstehen*, das für Sie das unverbrüchiger Liebe und Verehrung ist, mögen Sie mich auch als einen Schädling oder Verführten mißachten und zurückstoßen.

Ihr getreuer Stefan Zweig.

An Hugo von Hofmannsthal

bibliotheca mundi Redaktion

Salzburg, den 17. März 1920
Kapuzinerberg 5

Sehr verehrter Herr Doktor, Ihr Brief war mir gleicherweise durch die persönliche Zusage zur Goethe-Auswahl wie durch das über das Persönliche hinausreichende sachliche Interesse eine ungemeine Freude. Ich sende Ihnen in der Beilage eine Abschrift des ersten Programmes, das im wesentlichen eingehalten werden soll, bitte Sie aber, bei dieser Auswahl nicht zu vergessen, daß wir zunächst den Bedürfnissen und der schon gewonnenen Neigung des Publicums entgegenkommen müssen, um ihr Vertrauen zu selteneren und weniger bekannten Werken allmählich emporzusteigern. Ich zum Beispiel halte selbst Diderot für wesenhafter als Musset, aber wir mußten vorerst das Leichtere einmengen, um breiteren Kreisen die salzhaltigere Kost, die wir für später

planen, genießbar zu machen. Von Diderot ist vorgesehen »Le neveu de Rameau« avec les annotations de Goethe (nach einer alten vortrefflichen Übersetzung), für das Ausland also eine seit 70 Jahren nicht mehr gebotene Form. Auch die Anthologien, von denen hier nur die griechische, russische, hebräische angeführt sind, werden auch für die kleinen Nationen ausgebaut, zunächst kommt dann eine czechische, eine holländische, eine provençalische. Und besonders in der »Pandora«, der mehrsprachigen Inselbücherei, ist ja unendlich Raum: ich glaube wirklich, daß diese drei Sammlungen die von Goethe vor einem Jahrhundert geforderte Wendung zur Weltliteratur für Deutschland in ungeahntem Maße befördern werden.

Vielleicht ist hier in 10 Jahren schon ein Centrum der europäischen Cultur, unvergleichbar allen andern frühen Versuchen wie z. B. jener Bibliothèque Européenne von Baudry in Paris (um 1820) die in den Anfängen steckenblieb.

Kippenberg berichtet nur, daß die erste Ankündigung ein ungeheures Interesse

hervorgerufen habe: möge nur jetzt nicht das politische Chaos hier eine künftige geistige Ordnung hemmen oder zerstören!

Ihr Vorschlag zu Novalis wird Professor Kippenberg gewiß ebenso freuen wie mich selbst: nur hätte ich ihn gerne ein wenig erweitert. Die deutsche Serie ist im wesentlichen auf das Ausland berechnet und will immer einen deutschen Dichter möglichst ganz darstellen. Und bei aller Bewunderung für die Fragmente scheint mir die eindringliche Natur eines Novalis nicht ganz erkennbar, wenn nicht auch die lyrische Umfassung der Welt zu den geistigen Betrachtungen tritt. Ich persönlich würde *noch* lieber eine Auswahl »Gedichte und Fragmente« von Ihnen sehen und empfinde diese Mengung nicht als eine künstliche, weil bei Novalis das Prosaische sich vom Poetischen kaum differenziert, sondern in einer nie wieder erreichten Bindung ineinanderfließt. Dem Auslande *nur* die Fragmente als opus characteristicum hinzustellen, dünkt mir ein wenig gefährlich: aber vereint mit einer

Lese von Gedichten gäbe es ein herrliches Buch und gleichzeitig mit einem späteren Bande Ofterdingen der Welt den ganzen Novalis. Und gerade diese dichterisch-philosophischen Geister aller Zeiten und Völker will ja die Sammlung besonders bevorzugen, die in den Originaltexten Plato, Seuse, Ruysbrock, Swedenborg, Angelus Silesius, Giordano Bruno, bringen will, befreit von aller philologischen Commentierung, erlöst von der Übertragung, die gerade in der Sphäre des reinen Begriffes immer Verwässerung wird.

Die materiellen Vorschläge wird Ihnen Professor Kippenberg selbst machen, sobald ich ihn postalisch wieder zu erreichen vermag. Ich bin gewiß, daß er selbst in diesen chaotischen Tagen das Werk fördert: wir fassen es mit einer Leidenschaft an, die teils Vertrauen zur Sache, teils Zeitflucht ist und das Architektonische des Planes, das Ausbalancieren der Werte gibt mir eine ganz neue und sehr geistig ansprechende Form der Betätigung. Jede Anregung ist mir

da kostbar und ich freue mich schon heute,
daß Sie, wenn der Bau begonnen ist, ihm
den Meisterspruch mit auf den Weg geben
wollen.

In aufrichtiger Verehrung Ihr ergebener
Stefan Zweig

Im Verzeichnis wird Ihnen manches Neuere
von Bedeutung fehlen: Flaubert,
Maupassant, Victor Hugo, Oscar Wilde,
Whitman – hier müssen wir wegen der
Autorrechte zurückhaltend sein, die in
gegenwärtiger Währungsnot nicht zu
bezahlen sind; doch sind Erwerbungen für
die nächsten Serien gewiß, sobald wir
durch Verkauf Gegenwerte uns im Ausland
schaffen.

An Hermann Hesse

Salzburg, Kapuzinerberg 5
28/VII/1920

Lieber Hermann Hesse, seit vier Wochen, seit ich Ihren »Klingsor« gelesen habe, will ich Ihnen einen Brief schreiben. Aber ich vermag es nicht. Mir ist der »Klingsor« ein so *persönliches* Erlebnis, ich fühle so viel darin, was eben auch im Blutrhythmus unserer Jahre merkwürdig aufwallend sich rühren muß, daß ich eine Art Schamgefühl, ja, eine rechte dumme Bubenscham habe, mit Ihnen davon (und gar ungebeten und gar auf einem offenen Blatt) zu reden. Ich sage Ihnen nur, daß das *Unterirdische*, das *Gefährliche* in diesen Novellen (ach, törichtes Wort Novelle) mich *bruderhaft* angesprochen hat, und Sie verstehen mich schon gewiß. Auch der Dostojewski in den »Drei Meistern«, die Sie hoffentlich von der Insel erhielten (sonst sende ich Ihnen noch ein Exemplar), sagt's Ihnen wohl.

Lieber Hermann Hesse, Ihr Weg ist so wunderbar gerad, eben weil er einmal so tief in den Schatten der Dinge ging. Ich weiß so viel um Sie durch Ihre letzten Werke und habe Sie so gerne wie nie. Und langsam beginnt auch Deutschland zu

erkennen, wen wir an Ihnen besitzen.
Verzeihen Sie diesen dummen Brief Ihrem
altergeebenen

Stefan Zweig

Dieser Brief, den ich eben überlese, ist wirklich unerlaubt zusammenhanglos oder scheint so: nehmen Sie ihn nur als Willen, Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen sehr dankbar bin: ich schreibe Ihnen nächstens einen vernünftigen.

An Hermann Hesse

Salzburg, Kapuzinerberg 5
3. Nov. 1920

Lieber verehrter Hermann Hesse – Sie waren einmal (sind Sie es noch?) ein Mann, für den ein schönes Buch eine Freude auf Tage hinaus war. Ich, hier jetzt eingegrenzt in Garten und Haus, habe wieder eine neue Liebe zu diesen Schmetterlingen des

Zimmers, diesen bunten, stillen wortlosen Dingen bekommen – nun mögen Sie die Freude ermessen, als gestern Ihre »Wanderungen« kamen, ein Buch in dem schon äußerlich eine ganz seltene Harmonie erreicht ist.

Und das dann, wenn mans aufgetan und in sich eingetan hat, wie wunderbar ist es einem da neuerlich geschenkt. Sie sind jetzt, Hermann Hesse, in einer prachtvollen Stunde – Sie reden so unbekümmert aus Ihrem Gefühl heraus, wie es eben nur der freie Mensch vermag, der die »schlimmsten Menschenfeinde« Furcht und Hoffnung von sich abgetan, niemandem, auch sich selbst nicht mehr Rechenschaft schuldet und nur *lebt* in jenem letzten Sinn, der dem ursprünglichen, dem bloß vegetativen, so sehr ähnlich ist. Glauben Sie mir, daß es für einen, der seit Jahren bei Ihnen Schritt an Schritt gesehen, es eine sonderbare Lust ist, zu fühlen, daß Sie auf einmal einen Sprung getan haben aus Ihrer alten Welt in die ewige hinein. Und nur einer, der wie ich zwei Jahrzehnte immer unruhig, in ewiger

Wanderschaft gelebt, weiß alle Wollust, die darin liegt, »in der Luft« zu leben, wie Beethoven sagt, dem Zufall Freund und der ewigen Begegnung.

Ich wollte Ihnen damals als Sie mir eine trübe Karte sandten, ein Wort sagen zur Aufmunterung. Aber Sie haben es nicht nötig, Sie kriegen sich schon selbst wieder heraus. Was ich Ihnen nur wiederholen will, ist dies: lassen Sie sich doch einmal zu uns hertreiben in diese schöne Salzburger Welt. Sie leben auch hier frei und ohne Beschwerden, billiger sogar als im Schweizer Land.

Und ein paar Menschen sind hier, die zündeten Kerzen an zu einem kleinen Fest für Ihre Gegenwart.

Ich lebe hier still und arbeite. Aber im Frühjahr breche ich aus nach Italien für vier Wochen: vielleicht kreuzt sich da unser Weg.

Mit vielen Grüßen Ihr getreu ergebener

Stefan Zweig

An Romain Rolland

Salzburg, Kapuzinerberg 5
8. Febr. 1921

Mein lieber und verehrter Freund, ich schreibe Ihnen heute deutsch, weil ich nicht weiß, ob ich alles, was ich sagen will, genug klar ausdrücken kann. Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen unsere intellectuelle Situation zu schildern. Denn der jetzige Augenblick ist ein kritischer.

Meine Beziehung zu den meisten deutschen Menschen beginnt jetzt wieder peinlich zu werden. Menschen, die schon ganz klar fühlten, die sogar diese Klarheit in Worten zum Ausdruck brachten, ziehen sich mit einem mal zurück: Deutschland hat nur *einen* Gedanken jetzt – und dieser Gedanke drückt sich in allen seinen Menschen aus –: nicht mehr aufrichtig zu sein. Ganz

Deutschland arbeitet jetzt an einer Lüge, an einer neuen Legende: Der Kaiser, Ludendorff werden jetzt plötzlich große Persönlichkeiten, der Krieg eine heilige Sache. *Alles ist vergessen*: die Jugend glüht vor Haß, fiebert nach Krieg, die Professoren, die bestürzt über ihre eigene Dummheit ein wenig geschwiegen hatten, blasen wieder in die teutonischen Hörner.

Der wildeste Wahn ist wieder wach.

Nie waren wir mehr isoliert als jetzt. In den schlimmsten Tagen des Krieges hatten wir Verbündete, vor allem das Leiden des Volkes, das jedes Wort des Friedens im geheimen segnete, wir hatten die Wirklichkeit des Krieges als Gegner, gegen den man kämpfen konnte. Aber schon entsteht wieder das Phantom des Krieges, herrlich idealisiert als Krieg der Rache und der Gerechtigkeit – wie gegen Wahnbilder kämpfen? Was wir sagten, ist vergeblich gegen eine Mentalität, die nicht hören *will* und die gegen unsere heiligsten

Bemühungen das Argument hat: seht, wie die *Feinde* den Frieden verstehen.

Diese Lüge ist das Schlimmste in der Tat, was Frankreich und England an Deutschland getan haben. Der Hunger traf nur den Leib, – das Rachegelüst, das sich in den letzten französischen Beschlüssen kund tut und auf 42 Jahre von ungeborenen Kindern noch Sclavenarbeit verlangt, hat die deutsche Seele vergiftet. Wir, Sie und ich leben unter Rasenden, unter Wahnsinnigen. Die Deutschen lügen sich aus Verzweiflung jetzt *selbst* an – wahr ist in ihnen nur der rasende Haß.

Und, lieber verehrter Freund, wie entsetzlich – ich verstehe diesen Haß! Ich teile ihn selbstverständlich nicht, ich weiß ja, daß es ein »Volk«, eine »Nation« gar nicht gibt, sondern nur Menschen. Aber wie das den Leuten *erklären* daß es Franzosen gibt, die das Quälerische, das Erpresserische mißbilligen, wie ihnen das Schweigen des französischen Parlaments (das für sie das Volk darstellt) glaubhaft

machen? Die Leute haben ja Recht, wenn sie sagen, daß Artaxerxes und Timur nie einen so grausamen Frieden geschlossen haben, daß Bismarck, den man als einen Gewalttätigen verschrien; eine sentimentale Jungfrau war gegen diese Herren des Rechtes. Und mit Entsetzen sehe ich, daß *gerade dadurch*, daß Frankreich den Tribut auf ein halbes Jahrhundert erstreckt, daß noch in 42 Jahren Salz in die deutsche Wunde gestreut werden soll, die Revanche *unvermeidlich* sein wird. Wenn Wunden heilen sollen, muß man ihnen Zeit lassen, sich zu schließen.

Nie habe ich die moralische Atmosphäre giftiger und erstickender empfunden als jetzt, nie unsere Einsamkeit hilfloser, unser Wort sinnloser. Vom Zustand der deutschen Lüge (die jetzt den Krieg als Pflicht von neuem feiert) machen Sie sich keinen Begriff. Die *ganze* Jugend ist vergiftet, *alle* Zeitungen, selbst jene, die von Stinnes noch nicht gekauft sind, dem Wahn verfallen. Aber ich wiederhole: das Volk ist in die Sackgasse dieses ziellosen Hasses

hineingetrieben worden. Und – offen gesagt – ich weiß keinen Ausweg für sie. Und doch sind wir irgendwie verantwortlich, ihnen eine Tröstung zu geben. Das Moskauer Zaubertränklein ist ja billig und leicht zu verabreichen – aber wir sind ja Seelenärzte genug, um zu wissen, das diese Arznei sofort wieder zum Gifte wird.

Was tun? Zu Menschen sprechen, die sich den Finger in die Ohren stopfen und laut brüllen, um nicht denken zu müssen? Oder öffentlich protestieren? Unsere Proteste sind so wertlos wie österreichische Banknoten. Oder warten, bis der Wahn vorbei ist? Das ginge, würde nicht 42 Jahre, Jahr für Jahr die Wunde aufgerissen. Ich und Sie, wir haben keine 42 wachen Jahre mehr! Es ist entsetzlich für uns in Deutschland, gerade die Jugend und immer wieder die neue Jugend gegen sich zu haben – zu sehen, daß die, die für uns nur gegen den Krieg zeugen könnten, daß die Kriegsteilnehmer und Invaliden aus Haß *lügen* und für den Krieg und gegen uns zeugen. Wahr ist der Tribut durch 42 Jahre

und was kann dieses unser Wort gegen jene
Wahrheit!

Glauben Sie nicht, ich sei müde oder feig
geworden vor der Übermacht. Ich frage
mich nur: wie dieser Lüge, in der doch eine
Wahrheit die treibende Kraft ist,
entgegentreten? Können wir von
Deutschland aus überhaupt noch etwas tun,
ich meine, etwas *positives*, denn unsere
Gesinnung ist ja ein esoterischer Wert?
Ach, wenn Sie wüßten, wie widerlich mir
diese Deutschen Teutonen mit ihrem
Kriegsgeheul sind (ich weiß, es ist auch
Heulen, weil sie Steuern zahlen sollen) und
wie ich doch diese mißleiteten und
enttäuschten Menschen, dies in die Knie
gedrückte Volk bemitleide!

Wie compliciert ist all dies geworden! Und
wie einfach haben wir uns alles gedacht.
Wir meinten, beim Sieger würde
Begeisterung, beim Besiegten Ekel vor dem
Krieg sein. Und es ist umgekehrt! Wirklich,
man soll kein Ziel stellen für sein Wirken,
sondern nur rein wirken, gerade aus sich

heraus: vielleicht hilft man den andern nur,
wenn man sich selbst hilft.

Ich muß Ihnen einmal dies Alles schildern –
ich könnte Tage davon erzählen! Ein Buch
über die Desbordes-Valmore (aus 1914
Pariser Tagen) sende ich gleichzeitig mit.
Über meine Biographie sind schon viel
Aufsätze erschienen. Mit vielen Grüßen

Ihr getreuer Stefan Zweig

An Hermann Hesse

Salzburg, Kapuzinerberg 5
[undatiert; vermutlich Herbst 1922]

Lieber verehrter Herr Hesse, ich wollte Sie
heute nur um Entschuldigung bitten, daß
ich Ihnen mein neues Buch »Amok« direkt
durch den Verlag zugehen lasse: die Pakete
nach Österreich dauern vierzehn Tage, ehe
sie sich durch die diversen
Verzögerungsanstalten wie Zoll und

Ausfuhrstelle durchgewunden haben, und die neuerliche Versendung in die Schweiz ist eine neue Misere. So ließ ich's Ihnen direkt durch die Insel zukommen, möchte aber, daß Sie fühlen, es sei Ihnen persönlich zugedacht. Ich habe das Empfinden, manches darin würde gerade Ihnen verständlich und nahe sein. Ohne mich überheben zu wollen, spüre ich, daß wir innerlich oft sehr nahe Wege gehn, daß wir beide von der Zeit irgendwie gleich erschüttert und in einen Weg nach innen gedrängt wurden, der manchem vielleicht abseitig und wie eine Flucht anmuten könnte, indes wir doch wissen, daß es ein Versuch gerade zum Wesentlichen ist. Mir war es bewundernswert, wie Sie so oft deutlich und mit der Ihnen eingeborenen Plastik zum Ausdruck bringen, was mich in der eigenen Verworrenheit bewegt. Nur sind Sie um soviel gesammelter, vielleicht durch mehr Einsamkeit, soviel klarer, vielleicht durch mehr Leiden und durch ein Voraussein in den Jahren. Ich sehe Ihnen doch nun bald die zwanzig Jahre zu: Ihr Weg, so hart er Ihnen scheinen möge, ist so

wunderbar schön. Wie weit ist es von einem so scheinbar reifen Werke wie »Camenzind« bis zu »Klingsors letztem Sommer«! Das spüren Sie selbst nicht so ganz, weil Sie in Ihr Gefühl den Preis einrechnen (unbewußt!), den Sie für jene Läuterung an das Schicksal bezahlt haben, indes wir, Ihre Freunde, nur das lautere Gewicht des Wertes fühlen und um wieviel tiefer jedes Neue in der Schale niedergedrückt. Lassen Sie sich darum in der Einsamkeit, in Ihrem selbstgewählten Exil nicht die Stunden dunkel werden, deren Widerglanz im Geiste, im dichterischen Bilde uns so glücklich macht. Und lernen Sie nur dies eine wieder von Ihrer Jugend zurück: Wanderschaft! Sie erneut den Menschen von unten auf. Drei Wochen Italien im letzten Jahr, eine Woche Paris, eine Woche am Meer im Frühling und Sommer haben in diesem Jahr wieder alles freigemacht, was mich zu verschütten drohte, und ich habe es mir geschworen, nicht mehr lang stillzuliegen, solange die Beine mich tragen. Nur nach Lugano konnte ich nicht kommen, teils aus

Familienrücksichten (mein alter Vater war recht krank zu jener Zeit und allein in Wien), teils aus Furcht vor den vielen Menschen und meiner gesteigerten Ermüdbarkeit vor vielen Menschen. Aber Sie, lieber, verehrter Hermann Hesse, verlernen Sie die Welt nicht: kommen Sie doch einmal zu uns, wir haben immer ein Zimmer für Sie bereit, wenn Sie vorüberwandern, überall warten Menschen auf Sie, Ihnen zu danken, überall wartet die alte Welt, uns etwas von ihrer ewigen Jugend zu geben.

Dies als Dank für Ihren Gruß! Wir denken Ihrer oft und oft und immer in inniger Liebe! Treulichst

Ihr Stefan Zweig

An Hermann Hesse

Salzburg, am 13. Dezember 1922

Lieber Hermann Hesse!

Innigen Dank für Ihre lieben Worte hinüber
in Ihre stille Welt! Auch ich empfinde,
zurückschauend auf Jahr und Jahr,
zwischen uns beiden ein merkwürdiges
Zusammengehen in der Ferne. Es ist nicht
Zufall, daß wir lyrisch so nahe vor mehr als
20 Jahren begonnen und dann immer
wieder in entscheidenden Fragen, jener des
Krieges, Rollands, uns begegnet haben, daß
wir beide in einer Legende aus der
indischen Welt in derselben Stunde
ähnliche Erkenntnisse abwandelten. Ich
fühle genau, daß das aus keinem Zufall
kommt, sondern daß da ein Schicksal
waltet, daß manche geheime Ähnlichkeiten
sind, aus denen heraus ich Werke wie den
»Klingsor« so unerhört liebe. Vielleicht
werden Sie wiederum in meinen neuen
Novellen »Amok«, die Ihnen hoffentlich
von der Insel zugegangen sind – wenn
nicht, bitte um Verständigung! –, einiges
lesen, was den andern verdunkelt oder
verschlossen bleibt. Ich habe mich gerade
in diesen Tagen hingesetzt, um einmal

zusammenfassend über Ihre neuen Bücher zu schreiben – vielleicht wirds nicht ganz abgehen, ohne daß ich Persönliches dabei berühre, denn es liegt mir heute nicht mehr recht, von oben her, von einem imaginären literarischen Katheder über Bücher zu reden; ich muß eine Sache zu meiner Angelegenheit machen, sonst interessiert sie mich nicht. Hoffentlich kommt es noch in diesen Tagen mit dem Aufsatz zu Ende, und er zeigt Ihnen dann, bald erscheinend, in wie hohem Maße ich Ihre Wandlung im Werke gespiegelt finde. Die meisten Novellisten und Prosaisten in Deutschland schreiben für mein Gefühl heute Belangloses (wenn auch in meisterhafter Form) durch Mangel an Mut in der Psychologie, die ganze Problematik scheint mir bei jenen fast ganz auf das Zufällige gestellt, während ich bei Ihnen so stark die vordringende Bewegung zum Zentralen, zum Nerv der Existenz fühle.

Lieber Hermann Hesse, ich habe mich sehr über Ihre Worte gefreut. Einstens, da wir noch jung waren, nicht die Brieflast und die

Agentur eines sogenannten Erfolges auf den Schultern trugen, haben wir oft uns ein solches Blatt hin und her zwischen den Zeiten gesandt. Lassen wir diesen guten Brauch von einst nicht ganz verlorengehen, und vor allem: lassen Sie sich wieder einmal sehen: Sie wissen, ich sagte es Ihnen schon, daß Sie bei uns immer gastlich erwartet sind, ich habe mehr als je das sichere Gefühl, wir würden gut beisammen sein.

Seien Sie herzlichst begrüßt von Ihrem
Stefan Zweig

An Maxim Gorki

Salzburg, Kapuzinerberg 5
29. Aug. 1923

Verehrter Herr Gorki,

selten hat mir die Post so gute Nachricht ins Haus gebracht als die Nachricht, Sie wollten meine Novelle »Der Brief einer Unbekannten« in Ihrer Sammlung bringen. Selbstverständlich bin ich freudig einverstanden: aber das Freudigste ist für mich *Ihre Zustimmung*. Ich liebe Ihr Werk unendlich: seit Jahren hat mich nichts dermaßen erschüttert wie die Schilderung Ihrer ersten Ehe in den »Erinnerungen«. Wir haben niemanden in der deutschen Literatur, der diese Unmittelbarkeit der Wahrheit hätte – ich weiß, man kann sie auch durch Kunst, vielleicht sogar durch Künste erreichen. Aber Ihre *Unmittelbarkeit* ist für mich einzig: selbst Tolstoi hatte nicht diese Natürlichkeit des Erzählers. Wie liebe ich Ihre Bücher! Wie ehre ich Ihre menschliche Haltung in all diesen verbrecherischen Jahren!

Mir ist nun innig wohl, daß ich Ihnen meine Liebe und Verehrung sagen durfte. Und fassen Sie es nicht als aufdringlich auf, wenn ich Ihnen zwei Bücher sende, einen Novellenband »Amok« und ein Buch über

den Roman »Drei Meister«, das einen Dostojewski-Aufsatz enthält. Sie müssen sie nicht lesen, Sie brauchen mir nicht zu danken. Sie können sie auch ungelesen weiterschenken. Ich habe nur eben das Bedürfnis, Ihnen etwas zu schicken.

Wollen Sie mir aber einmal eine große Freude machen, so schicken Sie mir ein paar Manuskriptblätter aus einem Ihrer Werke. Ich sammle (nicht wie die kleinen Mädchen Autographe) solche Manuskripte erstlich aus Liebe zu den Dichtern, dann um in ihre Arbeit tiefer einzudringen. Von Dostojewski habe ich zwei Kapitel aus den »Erniedrigten und Beleidigten«, von Tolstoi zwei Kapitel aus der Urschrift der »Kreutzersonate« – beides hatte ich vor dem Kriege mit viel Geld und Mühe erworben. Wie glücklich wäre ich, ergänzten Sie diese beiden Dioscuren mit ein paar Blättern Ihrer Hand.

Noch eines: wenn *Sie jemals irgend etwas* in literarischen Dingen in Deutschland

brauchen, bin ich glücklich, wenn ich Ihnen dienen kann.

In Verehrung Ihr

Stefan Zweig

Versäumen Sie nicht, Rolland zu besuchen!!! Es ist ein *Erlebnis*, ihn zu kennen. Seine Güte, seine Gerechtigkeit sind einzig auf dieser armen Erde, und er ringt diese Leidenschaft einem hinfälligen Körper ab.

An Emil Ludwig

Salzburg, Kapuzinerberg 5
10. Mai 1925

Lieber Emil Ludwig, vielen Dank für Ihren Brief. Aber Sie sollten die Schuld an jenem Mißverständnis nicht ganz auf sich nehmen: ich war damals, aus dem Instinct, Sie gegen sich zu verteidigen, vielleicht zu

weit gegangen. Aber ist das nicht unsere eigenste Pflicht, uns zum Wesentlichen bestärken? Wir sind aus einer Generation, wir sind über vierzig Jahre: da heißt es, sich nicht verzetteln, Alles in sich zum Entscheidenden zusammenfassen.

Und wie recht haben Sie: Wir sind so Wenige. Manchmal bedrückt mich das Gefühl, wir encyclopädische, die Bildung leidenschaftlich erweiternde Menschen seien schon etwas Fossiles in unserer hastig sich vereinzelnden Welt. Wie wenige wissen um die Werte, wie wenige von denen, die sie noch ahnen, haben noch dann die Leidenschaft!

Denken Sie: gestern kam hier unvermutet Georg Brandes für zehn Tage Stille an. Mir war es ganz gespenstig zu Mute, mir von ihm über Turgenjew, Flaubert, Sainte Beuve erzählen zu lassen: der Mann umspannt ein geistiges Jahrhundert mit seinem Leben! Ich möchte diese Stunden mit ihm nicht hergeben!

Mein neues Buch sende ich Ihnen heute zu,
möge es Sie erfreuen! Und bitte
beauftragen Sie Ihren Verleger, mir Ihre 20
männlichen Bildnisse zu schicken, ich
kenne viel daraus und hätte es gerne als
gegenwärtigen Besitz in meiner
Abgeschiedenheit, die Sie hoffentlich
einmal zu gutem Beisammensein
aufmuntern wollen. Jetzt fahre ich nach
Leipzig zum Händel-Fest: meine Fahrten
gelten fast nur mehr Landschaften und
Musik.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus
Ihr Stefan Zweig

An Hermann Hesse

Salzburg, Kapuzinerberg 5
am 14. Mai 1925

Lieber Herr Hesse!

Kurgast 1925

Ich muß Ihnen doch ein paar Zeilen schreiben über Ihr Badener Bade-Buch, das gestern eintraf und sofort gelesen wurde. Lassen Sie mich nun einmal zwei Minuten lang unbescheiden sein und aus alter Verbundenheit Ihnen etwas fast Hochmütiges sagen: ich glaube, daß es wenige Leute gibt, die so sehr innerlich spüren, um was es Ihnen eigentlich geht. Mir ist der Weg von »Demian« zu »Klingsor« und »Siddharta« und nun zu diesem Buche so ungemein klar – vielleicht weil ich selbst der Leidenschaft zur Psychologie und zur Wahrhaftigkeit immer mehr verfalle. Ich spüre so deutlich, wie sehr Sie von der obern Schicht des noch jugendlichen Sentimentalen (»Camenzind«) mit einer Unerbittlichkeit tiefer herankommen an Ihr eigentliches unverfälschtes Wesen; und was ich so wunderbar wieder auch an diesem Buche finde, daß Sie das Schmerzhafte und im gewissen Sinne Wissenschaftliche der Diagnose durch Dichterisches und einen

leichten Humor so famos abzureagieren
wissen.

Wir kennen einander, lieber Hermann Hesse, lange genug, als daß ich Ihnen Honig um den Mund schmieren müßte, so glauben Sie mirs wohl, daß ich dieses Buch mit einem unerhörten Genuß und einer wirklich brüderlichen Freude empfangen habe. Es ist übrigens noch ein Spezialvergnügen zu sehen, wie, durch einen Zufall, Sie eine verwandte Sphäre mit Thomas Mann streifen (den besonderen Seelenzustand des Kranken im Sanatorium), aber Ihr Buch macht dabei frei, indes das andere bedrückt. Kurzum, ich habe mich Ihnen herzlich nahe gefühlt und wäre ein Faulpelz, wollte ich es nicht mit einem Wort an Sie vermelden. Auch ich habe ein Buch auf Sie abschießen lassen: »Den Kampf mit dem Dämon« – es ist hoffentlich schon seit einiger Zeit in Ihrer Hand. Aber Sie brauchen mir deshalb durchaus nicht jetzt etwas darüber zu sagen, außer – wenn Sie es *nicht* erhalten haben

sollten – ein Wort, daß es Ihnen nochmals gesandt wird.

Leben Sie herzlich wohl, lieber verehrter Hermann Hesse; wenn ich mich nicht ganz täusche, so haben wir noch ein Jahr, und dann ist es ein Vierteljahrhundert, daß wir zum erstenmal einen Gruß getauscht haben. Um so herzlicher dann hinüber ins zweite!

Ihr getreuer Stefan Zweig

An Arthur Schnitzler

Salzburg, Kapuzinerberg 5
7.1.1927

Lieber verehrter Herr Doktor, Ihr Buch war mir eine große *Freude* und eine besonders persönliche: ich habe immer das Gefühl gehabt, als wüßte man zu wenig von Ihrer *innern Geistigkeit*, Ihrer Gefühlswärme und dem Ernst hinter ihrem Lächeln. Wer einmal den Menschen heiter kommt,

scheint verwirkt zu haben, für seriös im strengen Sinne zu gelten, als ob nicht gerade das Spielhafte immer Erlösung von einem tiefen innern Ernst bedeutete: Sie haben nur zu recht, daß die Wenigsten eigentlich von Ihnen hinter Ihrem Ruhme wissen. Zu diesen zu zählen war immer mein Stolz. Das Einzige, was mich an diesen Sprüchen ein wenig verdroß, war, um goethisch zu reden »das *Buch des Unmuts*«, nämlich daß Sie den Kleingeistigen die Freude machen, zu zeigen, daß *Mückenstiche* Sie manchmal ärgerten. Zu viel Ehre! Wer wie Sie auf einem Werke steht, kann herabsehen; Verachtung zu zeigen, verrät eine vorangegangene *Entrüstung* und die hätten Sie niemals an solchen engen Deutungen erfahren sollen. Notwendigerweise hält sich der lockere Geist am Äußeren, aus Faulheit, in die Tiefe zu dringen, er klammert sich an einen Begriff und der ist Ihnen durch das *Diminutiv* der »*Liebelei*« von anfangs an taxfrei verliehen worden. Lassen Sie der Zeit ihre Zeit und Sie werden selbst noch die Wandlung erfahren, dieselbe, die *allen*

Österreichern allmählich bewilligt wurde, sehr unwillig zwar, aber dann umso dauerhafter. Aber Ihr Buch war fördernd für ein ernsteres Anschaun, ein *Sich besinnen* dieser Gleichgültigkeit, die ich für Sie empörter empfinde als Sie selbst: Ihre hohe Haltung, der nicht im schulmäßigen, wohl aber viel intensiveren Sinne *sittliche Ernst* Ihres Werks waren für mich immer vorbildlich und werden es dauernd bleiben, denn immer wieder steht Ihr neues Schaffen auf einer neuen Stufe, andern Ausblick eröffnend und gleichsam tiefere Quellen aufdeutend. Ich erwarte mir gerade von diesen Ihren reifsten Jahren noch unendlich viel und da Sies nie getan haben, werden Sie mich auch in dieser liebevollen Erwartung nicht enttäuschen.

Von mir darf ich nichts sagen als daß ein neues *Drei-Meisterbuch*, das meiner eigenen Arbeit wie ein Klotz im Wege gelegen, bald fortgerollt sein wird und ich wieder dem Erfinderischen mich nähern kann. Inzwischen fiel mir eine *kleine Komödie* ein, die zu schreiben ich allein zu

träge bin; aber schon in Gedanken mit
Heiterkeiten zu spielen, entlastet: Ich
glaube man kann sich nur von einer Arbeit
in der andern erholen oder wenigstens im
Spiel mit neuen Plänen und Möglichkeiten.
Möge jeder Tag Ihnen freudig und erfüllt
sein: Wer verdient dies Bedeutsamste, wenn
nicht Sie? Innigst Ihnen getreu

Ihr Stefan Zweig

An Max Herrmann-Neiße

Salzburg, Kapuzinerberg 5
14. Dez. 1927

Sehr verehrter Herr Max Herrmann!

Ich bitte Sie, an meine Aufrichtigkeit zu
glauben, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir
eine ganz besondere und ungemeine Freude
durch die Übermittlung Ihres
Gedichtbuches gemacht haben. Wenn man,
wie wir beide, ungefähr gleichaltrig ist und

nun schon fünfundzwanzig Jahre einander
ab und zu an der Straßenecke der
Öffentlichkeit begegnet, kennt man sich
von Physiognomie und Profil. Es ist
fünfzehn, es ist zwanzig Jahre her, daß ich
einige Gedichte von Ihnen besonders liebe,
wozu dann noch das Erstaunliche kam, mit
welcher Spannkraft und bewundernswerten
Kontinuität das Lyrische in Ihnen
schöpferisch und intensiv geblieben ist. Wie
wenige halten durch, und von diesen
wenigen wie Seltene nur vermögen Farbe
und Sinn der Zeit noch in sich
aufzunehmen.

Es war oft mein Wunsch, Ihnen zu
begegnen. Er hat sich nie erfüllt. So war es
mir eine besondere Freude, daß Sie mir
dieses Buch auf einen (fast schon unter der
Last gebrochenen) Weihnachtstisch legten.
Es ist mir nicht gegeben, Bücher dieser Art
blitzschnell zu lesen und zu beurteilen; in
drei oder vier Wochen will ich einmal fort
ins Winterliche mit drei oder vier Büchern,
und da soll das Ihre dann bestimmt dabei
sein, heute schon begrüßt von

anspruchsvollstem Vorgefühl. Meine
Gegengabe ist beschämend schmächtig: das
einige, was ich neu veröffentlichte, ist das
beifolgende kleine Büchlein, das Sie
freundlich empfangen mögen.

Mit den besten Grüßen Ihr seit langem und
aufrichtig ergebener

Stefan Zweig

An Maxim Gorki

[Als Vortrag verlesen]

März 1928

Als Ihr Name berühmt wurde, Maxim
Gorki, drückte ich noch die Schulbank, und
wir Knaben wußten von Rußland nur ein
Geringes. Auf den Landkarten, die wir
lernten, lag es weitab von unsren Städten
und Flüssen, breit und mächtig, eine riesige
dunkle Gewitterwolke, herüberziehend vom

Pazifischen Ozean und unser winziges Europa fast erdrückend. Und die Lehrer erzählten dazu: ein gewaltiges Reich, aber – leider! – kulturell arg rückständig, noch sehr verwahrlost und barbarisch, mit bedauerlich viel Analphabeten. Aber meinen Sie nicht, es sei politischer Haß gewesen, der sie so hochmütig reden ließ! Es war nichts als der gutmütig dumme Stolz auf unsere herrlich vorgeschriftenne Schulbildung und Zivilisation, in der Europa schon eine Gewähr höherer Menschlichkeit erblickte. Wir haben lange selbst an diese Zivilisationsüberlegenheit dank Seife und Büchern geglaubt, wir Europäer, und nicht auf der Schulbank bloß. Erst 1914, als beim ersten Ruck dieser dünne Überwurf zerriß und die Muskeln des Schlächters in unserer Menschheit nackt hervortraten, wußten wir um ihre ganze Armseligkeit.

Dann kam die Universität, und Rußland trat abermals an mich heran in den Gestalten Tolstois und Dostojewskis; dies unerwartet Neue warf mich in leidenschaftlichen

Seelenrausch. Ungeheure Menschlichkeit tat sich auf, eine niegeahnte Tiefe des Gefühls, verführerisch wie ein Abgrund. Mit welch erschreckter Bewunderung lebten wir sie nach, diese großartig über sich selbst hinaus, über alles Mittlere der Menschlichkeit zu ihren äußersten Polen, zum Verbrecher und zum Heiligen getriebenen Gestalten! Wir liebten sie und erschauerten vor ihnen, wir waren ihnen verbunden in einem sehr verwirrten und fast angstvollem Gefühl. Wir liebten sie und erschauerten vor ihnen, denn etwas von Fremdheit war zwischen ihnen und uns, etwas Maßloses und Selbstfeindliches, vor dem wir erschraken. Leidenschaftlich liebte ich diese Gestalten mit der Seele und hatte doch deutlich das Gefühl, ich könnte mit ihnen nicht leben, mit diesen ewig fiebernden, ewig sich selbst gewaltsam ausdenkenden, wider sich selbst exzedierenden Riesengestalten. Damals erkannte ich erstmalig Rußlands Genie; aber noch wußte ich nichts von seinem Volk, von seiner wirklichen Kraft.

Und dann kamen Ihre Bücher an mich heran, Maxim Gorki; an ihnen erkannte ich abermals ein Neues: die russische Kraft, die russische Gesundheit, Herz und Form dieser großen Nation.

Hatten jene uns den außerordentlichen Menschen gezeigt, gleichsam das Extrem des russischen Menschen, übergeistigt und überleidenschaftlich, ahnte ich dank jener die zerstörenden Kräfte dieses Volksgeistes, so gewahrte ich dank Ihnen die erhaltenden, die still und verborgen gestaltenden. Ich fühlte beglückt, daß das eigentliche Volk hüben und drüben und allerorts, in allen Ländern, unter allen Himmeln dasselbe ist so wie die Urkräfte der Erde selbst, wie Weizen und Gerste, der von gleichem Erdreich genährte, von der gleichen Sonne gekelterte heilige Urstoff. Das Brot wird anders gebacken und geformt, heller oder dunkler, süßer oder herber bei den verschiedenen Nationen und Völkern, die schöpferische Substanz aber, das Korn ist dasselbe. Und diesen Urstoff Volk haben Sie wie keiner unserer Zeit dichterisch

sichtbar gemacht. Sie haben ihn künstlich in Gärung versetzt und zum Gott aufgeschwellt wie Dostojewski und Tolstoi, nicht auch versüßlicht und verzuckert wie die meisten Volksschriftsteller: Sie haben das Volk aufgezeigt mit einer hinreißenden Sachlichkeit, einer ungezwungenen Ehrlichkeit, mit der einzigartigen Unbestechlichkeit Ihres geraden und menschlichen Blicks. Sie übertreiben nicht, und Sie unterdrücken nicht. Sie sehen alles und sehen alles klar und wahr. Darum bedeutet Ihr Blick, Ihr Auge für mich eines der Wunder der gegenwärtigen Welt.

Tolstoi und Dostojewski hatten die Gnade, alles groß und übergroß zu schauen, was ihr Blick berührte – Ihr Genie dagegen, Maxim Gorki, ist: gerecht zu sehen und im allerwahrhaftigsten Maße. Wenn Sie einen Menschen schildern, bin ich bereit zu beschwören: so war er, wie Sie ihn sehen, nicht größer und nicht geringer. Denn Ihr Maß irrt niemals, es fälscht und verändert nicht, es ist das genaueste und präziseste optische Instrument der Seele, das wir heute in der Literatur besitzen. Ich kenne

kein Bild Tolstois unter seinen zehntausend Photographien und zehntausend biographischen Berichten, das diesen Menschen so atmend wahr der Nachwelt erhält, als die sechzig Seiten, in denen Sie ihn gefaßt und durchlichtet. Und genau wie diesen Größten haben Sie mit gleicher Gerechtigkeit den ärmsten Vagabunden, den verlorensten Zigeuner der russischen Straße gesehen. Durch Sie ist die russische Welt uns dokumentarisch geworden, der russische Mensch nicht nur in seiner weiten Seele, sondern auch in seinem täglichen Dasein, in seiner sinnlichen Irdischkeit uns nah und erschließbar.

Eine solche grandiose Gerechtigkeit des Blicks kann bei einem Künstler nie bloße Augenfunktion sein, Geheimnis und Technik der Pupille, sie muß organisch aus der Redlichkeit eines Herzens stammen, aus einem angeborenen urtümlichen Gerechtigkeitsgefühl, das den ganzen Menschen umfaßt. Ich habe nie das Glück gehabt, Ihnen persönlich zu begegnen, aber ich weiß aus jeder Zeile Ihres Werkes um

die sieghafte Wahrhaftigkeit Ihres Wesens. Denn man kann die Wahrheit von tausend und tausend Gestalten nicht so bilden, ohne wahrhaftige Gestalt zu sein. Es ist, als hätte Sie ein ganzes Volk aus seiner ungeheuren anonymen Masse als Zeugen vorgesandt, daß Sie sein Wesen zur Anschauung, seine geheimsten Gedanken und Wünsche zum Worte erheben, und Sie haben diese gewaltige Botschaft treu und großartig übermittelt. Wenn wir heute viel von dem russischen Volke wissen, wenn wir es lieben und seiner Seelenkraft vertrauen, so danken wir zum großen und größten Teile dies Ihnen, Maxim Gorki, und indem wir heute ergriffen und dankbar Ihre Hand fassen, fühlen wir in ihr das Fleisch und das warm rollende Blut der ganzen russischen Welt. In Liebe und Verehrung

Stefan Zweig

An Rudolf G. Binding

Salzburg, Kapuzinerberg 5
13. IV. 1928

Lieber verehrter Herr Binding, mit einem so illustren Gegner in Freundschaft die Klinge zu kreuzen, tut ritterlich wohl. Nun, ich stehe zu meiner Behauptung (und die Vorrede dieser »Drei Dichter ihres Lebens«, jener typologischen Abwandlung des Problems der Selbstdarstellung erläutert sie ausführlicher). Alle Psychologie lehrt uns, daß Träume gehemmte Wünsche sind, aus der Phantasie vorgetriebene Steigerungen über die Wirklichkeit hinaus: und was wäre Dichten denn wacher Traumakt des Künstlers? Wir steigern uns seelisch und moralisch in Werke über die eigene Unzulänglichkeit empor, wir erfinden Intensitäten des Schicksals, die uns von der Realität nichts gegeben haben: Dichten bedeutet für mich Intensificieren, sei es der Welt, sei es des Ich. Ich bin fest überzeugt, daß der Künstler fast nie so viel groben und factischen Lebensstoff verconsumiert als der Abenteurer und bloße Genußmensch, aber darin fußt ja sein Genie, daß er aus

dem Tropfen das Meer, aus der Andeutung die vollendete Form, aus dem Zufall die Notwendigkeit erschafft. Der bloße Genießer muß fressen, um sich wohl zu fühlen, der Dichter, der Phantasiemensch erschafft das Bibelwort der sättigenden Brote täglich neu, er braucht keine ständige Zufuhr, keine breiten Quanten, und er hätte auch gar nicht die Möglichkeit, ständig Neues zu erleben, weil er nicht passiv-weibisch an sich nimmt, sondern auch activ-männlich aus sich selbst schaffen will. Ich hoffe meine Vorrede im Buche, das in vierzehn Tagen in Ihren Händen liegt, wird Ihnen deutlicher machen als dieses Briefblatt, daß ich nicht zwischen Dichten und Erleben einen reinen Gegensatz stelle, sondern zwischen phantasieloses Erleben (grobes Genießen) und dichterisches Erleben (actives Gestalten). Diese Stelle im Casanova ordnet sich dort größerem geistigen Zusammenhang ein, und wir werden die gezückten Klingen hoffentlich dann senken oder gar nach griechischer Heldenart austauschen. Manches wird Sie – daran zweifle ich nicht – noch befremden,

so etwa, daß ich das Ideal der Selbstbiographie in einer schrankenlosen, ja sogar schamlosen Aufrichtigkeit sehe und den fast exhibitionistischen Nacktheiten eines Casanova und Hans Jäger allerhöchsten documentarischen Rang in der Weltliteratur zuweise. Aber ich betrachte (im Gegensatz zu Gundolf) den Künstler nicht von der poetischen, der literarischen Sphäre allein her, sondern als Typus, als Geschehnis im Menschlichen. Und da ja der Künstler allein das Menschliche im Menschen verrät (indes die andern Individuen es bloß in ihre Existenz auflösen), so muß er mir als Pegel dienen. Psychologie, dargetan an Gestalten, das wird immer mehr meine Leidenschaft, und ich übe sie abwechselnd an realhistorischen und poetisch-imaginerten Objecten: nun, da dies Werk (dessen Untertitel lautet: »Die Stufen der Selbstdarstellung«) vollendet ist, kehre ich wieder ins Novellistische zurück. Auch in Ihrem Werk und Wesen erkenne ich diese Teilung (oder besser gesagt: Doppelwirksamkeit), nur sind Sie sich des Dichterischen als der entscheidenden

Aufgabe entschlossen bewußt (indem mich die Psychologie, die reine Seelenwissenschaft, immer gefährlicher in ihre Labyrinthe lockt).

Wie gut die Gelegenheit, Ihnen wiederum sagen zu dürfen, daß ich Sie ehre und liebe. Möge Ihnen der Frühling ein paar neue Lieder zaubern und die Sonne Ihre Prosa keltern: Sie wissen, als Feinschmecker liebe ich diese unter allen deutschen mit jener Carossas am meisten.

Dank und Gruß Ihres getreu ergebenen

Stefan Zweig

Das Buch kommt in vierzehn Tagen! Ich bin eben erst von Paris zurück.

An Emil Ludwig

Salzburg, Kapuzinerberg 5
2. Mai 1928

Lieber Emil Ludwig!

Ich bin nicht so höflich wie Sie und schreibe nicht mit eigener Hand, was Sie mir verzeihen mögen!

Ich habe mich sehr gefreut, mein Buch in Ihre Hand legen zu können, und füge übrigens noch ein zweites kleines bei, das ich Ihnen in Berlin damals noch in die Tasche stecken wollte.

Von Ihren ungeheuren Erfolgen in Amerika habe ich mit Freude gehört. Sie wissen genauso wie ich selbst, daß Sie diesen Erfolg mit einem Widerstand daheim zu bezahlen haben werden, ja, daß man Ihnen die Verantwortlichkeit für die widerliche Flut der Biographies romancées zuzuschreiben beginnt. Sie haben zwar zur Zeit in der Welt die verdiente Aufnahme und Erfolg, aber ich habe eigens in einem Interview, das ich in Paris hatte, darauf hingewiesen, wie man Sie jetzt in Deutschland mit einer gewissen Ironie abtun wollte. Die Menschen verstehen

nicht, daß Sie diesen Erfolg nicht gesucht haben, sondern er zu Ihnen gekommen ist. Biographien dieser Art zu verfassen, galt vor zehn Jahren als das absolut Aussichtsloseste, und ein Buch über Napoleon schien das Überflüssigste, es sei denn eines über Goethe. Lassen Sie sich deshalb nicht verwirren, so wenig als ich es tue, daß ich meine Reihe langsam und geduldig ausbaue. Nebenbei werde ich vielleicht ein kleines Lebensbild von Fouché veröffentlichen – Biographie eines Menschen, den ich nicht mag –, um ein Bildnis des reinen Politikers zu geben, der jeder Überzeugung dient, jeden Posten annimmt, in allen Sätteln sitzt und nie eine eigene Idee hat und die gewaltigsten Menschen seiner Zeit eben durch diese Flexibilität überdauert. Es soll ein Hinweis und eine Warnung für die Politiker von heute und allezeit sein und das Gefährliche in bildnerischer Form andeuten, das der »brauchbare«, der geriebene Politiker für alle Nationen und Europa bedeutet.

Ihr neues Buch war mir nicht neu – ich hatte es sorgsam und sehr teilnehmend schon in der »Neuen Rundschau« gelesen. Der Versuch, den Sie unternommen haben, ist gefährlich und darum sehr groß, und jeder, auch ich, wird ihn unwillkürlich mit einer innen schon vorliegenden Vision konfrontieren, denn hier dichten Sie eine Legende in Tatsache um und schreiten aus dem Historischen in's Imaginäre hinüber, die geheimnisvollste Sphäre berührend, die es im Irdischen gibt: das Religiöse. Als Vorzug empfand ich dabei, als eminenten und gar nicht zu schätzenden, vor allem das Negative, daß es *niemals* das Vernunftgefühl des Ungläubigen wie das schon eingeschworene des Gläubigen verletzt, daß es nicht lyratisch und hymnisch wird, sondern eine Einfachheit des Lebensganges in vorbildlicher Weise wiedergibt. Freilich versagt das ungeheure Thema Ihnen dabei, in eben demselben Maße *endgültig* zu sein wie im Napoleon. Es wird, wie Papini richtig voraussagte, diese Gestalt immer wieder gestaltet werden (begann es doch mit einer Vierzahl

von Evangelisten, um mit einer Vielzahl zu enden oder vielmehr nicht zu enden). Aber innerhalb dieser Gestaltungen wird es als eines der gerechtesten und plastischsten meinem Gefühl nach dauerhaft bleiben. So wenig Rembrandt, Dürer vermochten, einen vollkommen einheitlichen und allgültigen Typus aufzufangen, kann dies dem beschreibenden Worte gegeben sein, aber in dieser ungeheueren Bilderreihe beharrt es als Bild und Gestalt.

Wenn ich selbst nicht öffentlich diesmal dazu Stellung nehme, so geschieht es nur, weil ich mich dem Gegenstand nicht bildungsmäßig gewachsen fühle, gerade jene Zeitgeschichte nur ungenau kenne.

Aber Sie wissen ja, daß sonst jeder Anlaß, mich mit Ihren Büchern zu beschäftigen, mir immer selbst produktiv wird. Nur wer selbst an Gestalten gearbeitet hat, weiß um die Widerstände, die überwunden werden müssen. Und gerade jetzt weiß ich es, denn gegen Tolstoi gerecht zu sein, war eine unheimliche Aufgabe.

Ich bin sehr neugierig auf das nächste Problem, das Sie gestalten wollen. Sollte es Sie nicht einmal reizen können, ein Werk der großen sozialen Bewegung zu schreiben, quasi eine Geschichte der sozialen Revolutionäre. Je mehr ich lese, desto mehr wird mir klar, daß Jean-Jacques Rousseau und Marx *ein* Typus sind und sich alle Varianten von Thomas Münzer bis Marat (Der Revolutionär als Phantast) ebenso wiederholen als der Revolutionär als Dogmatiker.

Es wäre herrlich, das einmal der Welt darzustellen, als eine Monographie des revolutionären und sozialen Geistes in Gestalten. Ich habe nur eine zu schwere Hand dazu.

Mit vielen Grüßen

Ihr Stefan Zweig

P. S. Ihr »Tom und Sylvester« ist meines Gefühls nicht recht eingeschätzt worden,

und wenn ich eine Stelle finde, möchte ich es gerne nachholen.

An Hans Carossa

Salzburg, Kapuzinerberg 5
10. Mai 1928

Lieber verehrter Freund und Meister, ich zögere noch immer ihnen zu sagen, wie außerordentlich und bis in die Tiefen Ihr Buch mich bewegt hat, denn ich hoffe noch immer eine Stelle zu finden (im Berliner Tageblatt und N[eue] F[reie] Presse kam ich zu spät). Aber ich *muß* jetzt einmal ausführlich Atem holen, um so viel Freude aussprechen zu können.

Ich begrüße sehr Ihre Loslösung vom Prakticieren. Ihre Heimkehr ins Naturhafte – nicht daß ich meinte, jene Jahre seien verloren und vergebliche gewesen, im Gegenteil, nun erst werden Sie uns das Arztliche, das seelisch Hilfreiche gestalten

können. Aber Sie haben jetzt Anrecht auf Rast. Ihre Fähigkeit des Schauens hat sich derart vertieft, daß auch das Geringste durch dies Medium bedeutend wirkt: ich bin ohne Sorge um Ihr Gestalten und bitte Sie, auch keine Sorgen an sich heranzulassen: wer wenn nicht Sie dürfte vertrauen und gerade jetzt, da Ihr Erfolg wahrhaft erst anhebt. Hoffentlich entfernt Sie Ihr neuer Wohnort nicht, sondern bringt Sie uns noch näher; was könnten Sie gerade aus unserer Landschaft noch schaffen und gestalten!

Felix Braun widmete uns einige Tage und wir haben, glühend wie Schuljungen, von Ihnen gesprochen. Wir sind durch den Stolz, Sie zu lieben und um Sie zu wissen, nur noch inniger verbunden.

Alles Gute für jetzt und immer von Ihrem anhänglich ergebenen

Stefan Zweig

An Maxim Gorki

Salzburg, Kapuzinerberg 5
4. März 1930

Teurer und verehrter Maxim Gorki!

Ich habe gezögert, Ihnen zu schreiben, weil ich ausführlich schreiben wollte und allerhand Dinge mich ständig in Atem hielten. Nun weiß ich durch den glücklichen Zufall der leider zu kurzen Begegnung in München, daß Baronin Budberg bei Ihnen ist, und sie wird so gütig sein, Ihnen meine Worte zu übermitteln.

Zunächst muß ich Ihnen von Rolland sagen, daß ihn wie mich die Affäre Istrati sehr erregt hat. Er ist persönlich noch mehr davon getroffen, weil in der Öffentlichkeit die Meinung besteht, Istrati sei ihm treu ergeben und hätte gewiß nicht ohne seine Zustimmung die große Attacke unternommen. In Wirklichkeit hat er das Buch geschrieben, trotz der dringenden Warnungen Rollands, und weiß auch heute

selbst genau, welchen Unsinn er angerichtet. Für die ganze Unaufrichtigkeit oder vielmehr Sorglosigkeit dieses Menschen spricht ja die Tatsache, daß er mit einem widerlichen Aufwand an Pathos der Welt verkündet, nun werde er, endlich einmal er, in diesen 3 Bänden die Wahrheit verkünden. Dabei ist aber das Peinliche, daß nur der *erste* Band von ihm ist, der zweite ist von Viktor Serge geschrieben, der dritte von Boris Suwarin, die sich hinter seinem Namen verstecken – ein Vorgang, für mein Empfinden so unehrenhaft als möglich, denn zumindest hätte Istrati andeuten müssen, daß er Mitarbeiter bei seinem Buche gehabt hat, wenn ihm schon die Courage fehlte zuzugeben, daß er sein buchhändlerisches Renommée für fremde Arbeit ausnütze. Uns allen, die wir Istrati kennen, war es von vornherein klar, daß ihm vollkommen die Fähigkeit fehlt, sachliche und nationalökonomische Darstellungen zu geben – sein Talent besteht einzig nur in der Impulsivität und einer angeborenen orientalischen Phantasiefähigkeit. Ich halte ihn nicht

bewußt schlechter Handlungen fähig, er ist ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit und glaubt jede Lüge, auch jene, die er selber erfindet. Sie haben in einer Ihrer Novellen einmal selbst eine solche Gestalt geschildert, der Mensch, der einfach nicht in der Wirklichkeit lebt, sondern in seiner eigenen Erfindung, ein geborener Phantast und Fabulierer. Dies kann eine Tugend im Erzählen sein, obwohl ich gerade in der Epik den Wahrheitsmenschen unendlich mehr liebe – aber in die Politik ist dieser Phantast jetzt hineingefahren wie der Elefant in den Porzellanladen. Rolland legt großes, ja größtes Gewicht darauf zu betonen, daß er dem Buche nicht nur fern steht, sondern es vollkommen mißbilligt. Er ist der einzige, der sich nicht einen Zoll von seiner profunden Einstellung zu den Geschehnissen Ihrer Heimat abbringen läßt.

Freilich weiß er so wie ich um die Fehler, die im einzelnen begangen werden, und hat speziell in einem Fall um Ihre Hilfe gebeten. Ich betrachte es als einen der wenigen sympathischen Züge unserer

Menschheit von heute, daß sie besonders sensibel ist, wenn irgendwo ein Künstler oder ein geistiger Mensch getroffen wird. So wie beim Kampf es mehr Eindruck macht, wenn ein 7jähriges Kind getötet wird, als wenn 200 Erwachsene fallen, so erregt ein geistiger Mensch, dem Unrecht geschieht, mehr Aufsehen als tausend Anonyme. Hier wird eine Solidarität jenseits des Nationalen herausgefordert, die Solidarität der geistig Passionierten und Intellektuellen, und dies ist glücklicherweise noch immer eine Macht auf Erden.

Ich kann da nicht in alle Details eingehen, und Sie denken sich, weshalb – ich wollte nur vermeiden, daß Sie in der Haltung Rollands irgendein Ändern oder Nachlassen erblicken, und ihm liegt viel daran, daß Sie es wissen. Er gehört zu den wenigen Menschen, die sich durch Zeitungsnachrichten nicht irremachen lassen. Wir haben während des Krieges gelernt, daß nach einem und demselben Jahrhundert *alten* System gearbeitet wird,

wenn es gilt, eine bestimmte, öffentlich natürlich nicht verlautbare Absicht vorzubereiten und durchzusetzen. Auch jenes Buch gehört in diese Kategorie, wobei das Peinliche ist, daß Istrati, dieser unmündige Geist, gar nicht wußte, für wen und gegen wen er sein Eisen schmiedete.

Nun, *teurer* Maxim Gorki, muß ich Ihnen noch vielmals danken für Ihren Roman, den ich langsam und aufmerksam gelesen habe, abermals überrascht von der Fülle und *Präzision* der einzelnen Figuren und von dem Glanz der entscheidenden Szenen. Ich bin ungeheuer gespannt auf die nächsten Bände, denn – daß ich es offen sage – dieses Buch spielt im Schatten, es schwebt gleichsam dunkel eine Wolke darüber, und *ich denke mir*, daß die nächsten Bände das Gewitter und seine Entladung bringen. Durch Bücher wie dieses wird man eigentlich erst gewahr, *wieviel* Unruhe, *wieviel* geheimnisregte Unruhe in jenen Jahren vor dem Kriege in der ganzen Generation mächtig war. Wir von heute verstehen diese Unruhe und wissen, daß sie

eigentlich nicht von innen aus in die Menschen kam, sondern aus der atmosphärischen Spannung der Zeit. Es waren gleichsam die Übligkeiten und die irritierten Zustände einer schwangeren Frau, die selbst noch nicht weiß, daß sie schwanger ist. Wenn man die literarischen Dokumente der ganzen Generation zusammenhält, so wird man dieses einheitliche und einmütige Vorempfinden einmal gleichsam meteorologisch feststellen können.

Von mir kann ich Ihnen nur erzählen, daß ich nach sehr angenehmen Tagen in Rom plötzlich *heim mußte*, weil mit meinem Stück durch einen Kontraktbruch eines Schauspielers plötzliche Umschaltungen nötig waren, ich mußte ein paarmal hin und her und reise jetzt nach Deutschland, wo einige Aufführungen stattfinden, um selbst einen Eindruck zu gewinnen, ehe wir dann in Wien und Berlin die eigentliche Uraufführung versuchen. Aber ich habe gelernt, wie wesentlich es ist, jedes Jahr längere Zeit außerhalb des gewohnten

Lebenskreises zu verbringen, und wie sehr dies die Arbeit fördert; so hoffe ich, auch im nächsten Jahr einmal länger in Italien oder Spanien zu bleiben. Die Erinnerung an die Herzlichkeit, die wir bei Ihnen fanden, lässt uns schon heute sehr an Italien denken, um solche Stunden wieder zu erneuern – sie sind selten wie alles Gute im Leben.

Mögen Sie gut arbeiten und sich voller Gesundheit erfreuen!

Und grüßen Sie, bitte, *innigst* Ihre Familie, Ihre Freunde, von Ihrem dankbar ergebenen

Stefan Zweig

An Hans Carossa

Salzburg, Kapuzinerberg 5
11. Nov. 1931

Mein lieber und verehrter Freund, das
nenne ich eine Gabe! Zwei Stunden

sprachen gestern Felix Braun und ich nichts als von Ihnen und Ihrem Gion: er hat uns beide und nicht minder meine Frau tief bewegt. Sie haben die Gabe, das Wirkliche nicht nur geistig, sondern gewissermaßen geistlich zu machen, mit Ihrem frommen Blick (ich weiß kein anderes Wort) sehen Sie die Natur ehrfürchtig, den Menschen mitleidend-begreifend an; alles wird dadurch Zusammenhang, nichts bleibt losgelöst vom Ganzen, jedes Geschehnis füllt sich mit Sinn und so entsteht aus dem scheinbar Abseitigen jenes Innerliche, das uns alle bewegt. Wie ist in diesem Buche die Grenze von Ihrem Ich zu den Gestalten aufgehoben, Sie in ihnen und jede Einzelheit ganz eingegangen in die innerliche Schau und darüber noch schwebend als magische Atmosphäre der bindende Weltgeist! Nie haben Sie Ihren Reichtum so offenbar gemacht als in diesem gedrängten, bis in die kleinste Zelle mit goldenem Seim gespeicherten Buch, das eine Vorratskammer der Seele für unzählige sein wird, eine unerschöpfliche, weil hintergründig noch immer wieder

gesparte und dichterisch geprägte Erfahrung sich verbirgt. Ja, lieber, verehrter Freund, wir sind sehr stolz auf Sie, denn Sie wissen unsere alte Liebe, unser getreues Vertrauen immer aufs neue zu bestätigen und zu übertreffen, Ihnen wächst in diesen späteren Jahren, wo andere, ausgelaugt und ermüdet, in ihrem Lebensalter erschlaffen, erst die wahre Bildnerlust zu, das Leben gestaltend zu begreifen. Ihr Blick in die Tiefe hat sich wunderbar geschärft und die Ruhe dieser gesättigten Sprache meistert herrlich die innerliche Spannung; eine milde Lampe in Händen; goldenen Rand um die Dinge gießend, gehen Sie sicher hinab in die Dunkelheiten des Herzens und es wird Glück und Belehrung, Sie auf Ihrem Weg zu begleiten. Wie glücklich haben Sie uns mit diesem Buche gemacht und wie hat Ihre schaffende Geduld unsere Ungeduld nach neuem Werke besiegelt!

Gerne erfreute ich mich eines freundschaftlichen Gesprächs mit ihnen. Ich bin von Dienstag bis Freitag in München, Hotel Leinfelder. Sollten Sie in

diesen Tagen hinkommen, so bitte ich Sie um ein Wort. Mein Dank ist ja mit diesen Worten nicht befreit, er hat noch viel Ihnen zu sagen.

Mit vielen Grüßen meiner Frau

Ihr getreuer Stefan Zweig

An Klaus Mann

Salzburg, Kapuzinerberg 5
am 15. Mai 1933

Lieber Klaus Mann!

Herzlich gern bin ich mit Ihnen,
vorausgesetzt, daß die Zeitschrift nicht
einen direkt aggressiven Charakter trägt.
Wir sind durch unser Dasein und unser
Außen- und Draußensein an sich schon
Opposition und mit diesen Leuten ist nicht
zu diskutieren. Wer einmal erklärt hat und
erklärt, daß er nicht gerecht sein will und in

jeder Hinsicht jede Idee dem Parteidanken unterordnet, den soll man nicht bekehren. Es hat keinen Sinn zu jemand zu sprechen, der sich die Ohren verstopft.

Was ich jetzt arbeiten will, ist eine Studie über Erasmus von Rotterdam, den Humanisten auch des Herzens, der durch Luther die gleichen Niederlagen erlitten hat wie die humanen Deutschen heute durch Hitler. Ich will durch Analogie darstellen und auf unkonfiszierbare Weise mit höchster Gerechtigkeit an diesem Menschen unseren Typus entwickeln und den andern. Es wird hoffentlich ein Hymnus auf die Niederlage sein. Da gebe ich Ihnen dann gern einen in sich geschlossenen Abschnitt. Sie sehen, daß ich also bereits auf dem Wege bin, zu einer neuen tätigen Form zu kommen. So wie ich im Kriege durch den »Jeremias« eine jedermann verständliche Stellung nahm, ohne aktuell zu polemisieren, so versuche ich auch hier durch ein Symbol vieles

Heutige deutlich und verständlich zu machen.

Das rein Aggressive liegt mir charaktermäßig nicht, weil ich an »Siege« nicht glaube, aber in unserem stillen, entschlossenen Beharren, in der künstlerischen Kundgabe liegt vielleicht die stärkere Kraft. Kämpfen können die andern auch, das haben sie bezeugt, so muß man sie auf dem andern Gebiet schlagen, wo sie inferior sind und dort wo sie ihre Schlageter und Horst Wessel kitschig aufmachen, in künstlerisch unwidersprechlicher Form die Bildnisse unserer geistigen Helden aufzeigen.

Von Herzen immer Ihr
Stefan Zweig

Viele Empfehlungen Ihrem verehrten Herrn Vater.

An Emil Ludwig

Salzburg, Kapuzinerberg 5
am 16. Juni 1933

Sehr verehrter Emil Ludwig!

Gerade heute schreibe ich in einem andern Briefe, daß nichts notwendiger wäre, als wenn wir uns an einem bestimmten Tage, etwa zehn oder zwölf gemeinsamen Schicksals, an einer Stelle in der Schweiz treffen würden, um gemeinsam uns auszusprechen und gewisse einheitliche Grundlagen unseres Handelns festzulegen. Dazu gehört auch der Verlag. Die verschiedenen Angebote wollen mir gleichfalls nicht sonderlich gefallen, was not täte wäre ein Konzern, bestehend aus den englischen, holländischen, italienischen etc. Verlagen, der die deutschen Bücher herausgibt und gleichzeitig alle diese Bücher für das betreffende Übersetzungsland erwirbt. Damit allein wäre jene Machtgruppe geschaffen, die wir brauchen und die auch stark genug wäre, eine unabhängige Zeitschrift herauszugeben und sie zu tragen. De facto wäre ein solcher

Verlag gegründet, wenn es uns gelänge, für vierundzwanzig Stunden an einer neutralen Stelle zusammenzukommen, und das müßte bei einem guten Willen möglich sein, wobei ja allenfalls Autoren, die selbst nicht kommen können, irgendeinen von uns als bevollmächtigten Vertreter bestimmen könnten.

Ich bin zu einer solchen Reise immer bereit, obwohl ich ja reichlich in Österreich mit Spannungen gesegnet bin und nicht weiß, ob ich in Salzburg werde bleiben können oder nicht. Aber die Sache ist von so erheblicher Wichtigkeit, nicht nur im Persönlichen, sondern auch im kulturhistorischen Sinne, daß man alle Bedenken fortstoßen sollte. Nichts fürchte ich mehr als eine Zersplitterung der besten geistigen Kräfte durch Voreiligkeit. Querido in Holland ist recht anständig, aber Sie wissen wohl schon, daß auch Allert de Lange einen deutschen Verlag macht. Schon steht da Konkurrenz gegen Konkurrenz.

Herzlich würden wir uns natürlich freuen,
Sie hier im Sommer begrüßen zu können,
aber Bruno Walter möge sein herrliches
Vertrauen erhalten bleiben – mir scheint die
tatsächliche Durchführung der Festspiele
noch gar nicht gesichert, zur Zeit ist die
Situation durch deutsche Sperre hier
katastrophal, und die Nationalsozialisten
werden von drüben herüber, wenn es zu
keiner Einigung kommt, kein Mittel
scheuen, durch Terrorismus das
ausländische Publikum zu verstören. Die
Luft schmeckt ja reichlich nach Pulver.

Von Herzen an Ihre verehrte Frau und Sie
herzliche Grüße,

Ihr Stefan Zweig

Gerne würde ich mir für den Winter in
Locarno oder Lugano eine kleine Wohnung
mieten oder kleine möblierte Villa, 4
Zimmer etwa. Wenn Sie jemand wissen, der
derlei vermittelt, eine agency oder jemand
Privaten, wäre ich Ihnen dankbar. Salzburg
wird durch die Grenznähe immer

unangenehmer, zumindest im Winter. Auch drückt die Angst der andern einem die Seele: ich selbst bin Gott seis gedankt, ein *Fürchtenichts* und mag weder Verbitterung noch Hochmut.

An Klaus Mann

Salzburg, Kapuzinerberg 5 am 19. Juni
1933

Lieber Klaus Mann!

Der Brief geht an Sie, und gleichzeitig an Ihre ganze Kolonie dort unten und ich bitte Sie, mir möglichst bald Antwort zukommen zu lassen. Es handelt sich um Folgendes: eine Reihe auswärtiger Verleger wendet sich jetzt von rechts und links an uns um deutsche Ausgaben, vier oder fünf große Zeitschriften sind geplant, auch Ihre darunter und ich sehe am Ende aller dieser lobenswerten Dinge eine große Gefahr: die der völligen Zersplitterung. Es werden zehn

Zeitschriften entstehen und vergehen, fünfzehn Verleger anfangen mit deutschen Serien und wieder aufhören, eine Bemühung wird die andere konkurrenzieren – ich habe dasselbe seinerzeit 1918 erlebt, als 800 wirkungslose Friedensvereine und 200 Friedensblättchen in den verschiedensten Ländern gegründet wurden, statt *einer* schlagkräftigen Organisation.

Was not täte, wäre *eine* große Zeitschrift, eine Zusammenfassung aller Verlage in einen, denn zusammen stellen die abgetrennten Autoren eine Weltmacht dar, einzeln ist kaum einer imstande, einen wirklich großen Verlag zu tragen. Es entsteht nun die Gefahr, daß wir durch einzelne Abschlüsse und Bindungen eigentlich gegeneinander arbeiten, die wir durch gemeinsames Schicksal verbunden sind und daß wir der großartigen Geschlossenheit der Gleichschaltung, die verhängnisvolle Haltung der Auseinanderschaltung gegenüberstellen. Nun haben einige den Gedanken, daß es

absolut notwendig wäre, sehr bald uns zu einer gemeinsamen *Besprechung* zusammenzufinden, in der nicht nur diese materiellen Dinge, sondern auch unsere gemeinsame moralische Haltung festzulegen wäre. In Briefform kommt man nicht weiter, ich glaube, um der historischen Bedeutung zur Zeit willen, hätten wir die Verpflichtung, jeder einmal zwei, drei Tage unsere Arbeit und Bequemlichkeit zu opfern und uns aus Frankreich, Czechoslovakei, Österreich und den andern Orten der Versprengung geeinigt in der Schweiz zu treffen, wo ja schon Döblin, Ludwig, Remarque, Bruno Frank sind. Ich bin der festen Überzeugung, daß eine solche gemeinsame Aussprache nicht nur für unsere eigene Haltung bestimmend sein würde, sondern daß wir, sei es zu einem Manifest, sei es zu einer kameradschaftlichen Vereinigung kämen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß sowohl im Materiellen wie im Moralischen etwas sehr Wichtiges resultieren könnte, wenn wir einmal zusammen rund um einen Tisch sitzen, Plan gegen Plan besprechen,

uns gegenseitig informieren und aufklären, vielleicht kleine Eifersüchteleien und Zwistigkeiten, die bewußt oder unbewußt zwischen uns bestehen, ausgleichen, kurzum, ich halte es *für eine absolute Verpflichtung, die wir gegen die Zeit und die Zukunft haben*, daß wir zwanzig oder fünfundzwanzig öffentlicher Menschen in einer solchen Schicksalsstunde einmal beisammen sind.

Nun, lieber Klaus Mann, übergebe ich Ihnen die Aufgabe, bei Ihrem verehrten Herrn Vater, bei Heinrich Mann und bei allen den andern Wesentlichen, die dort in Ihrem Winkel beisammen sind, anzufragen, wer von ihnen zuverlässig kommen würde oder sich durch einen Vertrauensmann vertreten lassen würde, und ob in Zürich oder Basel oder an irgend einem unauffälligen Ort eine solche Begegnung stattfinden könnte. Emil Ludwig meint, daß es *sehr bald* geschehen müßte, weil schon wieder eine neue Unternehmung im Werden ist und einige Autoren bereits vorschnell sich gebunden haben oder sich zu binden

im Begriffe sind. Vergessen Sie nicht den mächtigen Machtzuwachs in der Welt, den eine Zeitschrift, ein Verlag oder jedes sonstige Unternehmen hätte, wenn wir *alle* einig sind.

Herzlichst
Ihr Stefan Zweig

An Klaus Mann

Salzburg, Kapuzinerberg 5
am 11. September 1933

Lieber Klaus Mann!

Ich habe das Heft »Die Sammlung« noch immer nicht bekommen, es hat mir nur ein paar gereizte Briefe von den andern auswärtigen Zeitschriften eingetragen, weil ich dort abgesagt hatte und bei Ihnen angekündigt wurde. Man kommt da nie zu einem Ende und so habe ich beschlossen, nirgendwo mitzuarbeiten, ehe wir nicht alle

zu einer endgültigen und einheitlichen Haltung gekommen sind (im Sinne jener Zusammenkunft, auf die ich noch immer hoffe). Es entstehen wirklich dadurch nach außen hin Konflikte und der Verdacht eines Gegeneinanderarbeitens und einer sichtlichen Uneinigkeit, wenn an der einen Stelle der einzelne zusagt und an der andern Stelle wieder fehlt, mir scheint jene entscheidende freundschaftliche Annäherung und Einigung, die ich vom ersten Tage an – vergebens! – forderte, unbedingt nötiger als je. Alle diese Abstufungen müssen meinem Empfinden nach abgeschliffen werden zu Gunsten einer Einheitlichkeit. Ich bitte Sie darum, inzwischen meinen Namen von den Ankündigungen wegzulassen, denn heute erst mußte ich Willy Haas und vor einigen Tagen Wieland Herzfelde absagen und möchte nicht, daß Unstimmigkeiten oder scheinbare Bevorzugungen entstehen zwischen Menschen, die durch einheitliches Schicksal auch einheitlich verbunden sein sollten.

Ich werde im Oktober für ein paar Tage in Paris sein, wo ich Ihren verehrten Herrn Vater und einige andere zu sprechen hoffe, vielleicht, daß wir doch endlich die richtige Ebene und das klare Forum finden. Ich habe mich, bei Gott, unendlich um diese Bemühung herumgequält, mehr glaube ich als irgend ein anderer, jetzt muß ich versuchen, ob ich überhaupt noch konzentriert arbeiten kann, in den letzten Wochen und Monaten ist es mir nicht gelungen.

Mit den herzlichsten Grüßen
Ihr Stefan Zweig

An Klaus Mann

Salzburg, Kapuzinerberg 5
am 18. September 1933

Lieber Klaus Mann!

Ich bekam vor drei Tagen »Die Sammlung« und heute Ihren Brief; lassen Sie mich offen und in aller Herzlichkeit reden, ohne jeden Hinterhalt. Als Sie mir seinerzeit schrieben, Sie wollten mit Annemarie Schwarzenbach eine literarische, unpolitische Zeitung machen für diejenigen, die in Deutschland nicht zu Worte kommen können, war ich mit Freude einverstanden und sicherte Ihnen einen Beitrag zu. Aber Sie selbst sind es, lieber Klaus Mann, der diesem Plan ein anderes Gesicht gegeben hat und der Zeitschrift einen aggressiven Charakter: daher jetzt auch die verschiedenen Absagen. Ich hatte die Zeitschrift noch nicht gesehen, aber gerade aus jenen Reklamationen sah ich schon, daß sie eine politisch eingestellte sein müsse und war darum genötigt um der Gerechtigkeit willen zu sagen, daß ich zunächst nicht mittun kann. Wo es um Leistung geht, stelle ich mich weiß Gott, ohne Hochmut neben jeden, auch den Jüngsten und Unfähigsten, weil dort das Nichtkönnen einen Könnenden nicht belastet. Anders steht es im Politischen und Parteimäßigen, wo einer

für Fehler und Übertreibungen des andern haftbar wird. Ich persönlich glaube, und wahrscheinlich auch Ihr Vater und Werfel und Bruno Walter, daß auf die Herabsetzung unserer Bemühungen die einzige Antwort *Leistung* ist. Ich bin keine polemische Natur, ich habe mein ganzes Leben lang immer nur *für* Dinge und *für* Menschen geschrieben und nie gegen eine Rasse, eine Klasse, eine Nation oder einen Menschen und ich bin der Überzeugung, daß Leute wie Kerr unserer Sache unendlichen Abbruch tun. Einer so ungeheuren Katastrophe muß man in großen Darstellungen entgegentreten, nicht mit kleinen Sticheleien. Ich war gewiß nicht dagegen und habe mich wochenlang bemüht, um ein großes gemeinsames Manifest von hoher Haltung zu schaffen, das ich nicht nur unterschreiben wollte, sondern dessen Entstehung ich sogar organisieren und mit meiner vollen Verantwortung decken wollte, ich bewahre entscheidenden Dingen gegenüber meinen Mut, aber, das gestehe ich offen, kleinliche impotente Angriffe halte ich für ein

Ärgernis, für ein Unglück und möchte sichtbar zeigen, daß ich nichts mit diesem Kampf zu tun habe, der meiner Meinung nach unserer Sache nur schadet. Ich denke natürlich nicht an den deutschen Markt, der ist längst verloren, aber ich denke sehr an die Menschen, die in Deutschland sind und denen wir, statt zu helfen, heute nur schaden und ich erkläre ruhig, daß ich jeden Angriff für ein Unheil halte, der nicht große geistige Linie hat, der nur stichelt und nicht trifft. Wäre Ihre Zeitung, lieber Klaus Mann, wirklich nur eine Darstellung unserer Leistung, unseres Wirkens und Willens gewesen, ohne jede polemische Einbegleitung, ich hätte gern mitgetan. Aber ich habe sieben Monate oder länger, ebenso wie Ihr Vater, kein Wort in einer inländischen oder ausländischen Zeitung veröffentlicht, weil ich der Ansicht bin, daß dadurch, daß wir keinen Anlaß geben die Tatsachen umzudrehen, das Unrecht deutlicher und unwiderleglich würde und man nicht den Spieß umkehren könnte und sagen, wir hätten provoziert.

Ich weiß daß man in Deutschland über jeden Angriff von uns geradezu glücklich wäre, um sagen zu können: Seht ihr! Wie recht haben wir gehabt! – Darum hätte ich es so sehr gewünscht, daß unsere Demonstrationen zunächst einzig in Leistung bestanden hätten, in hoher und unwidersprechlicher Qualität und ich sehe, daß die Auffassung der andern da mit meiner vollkommen übereinstimmt. Es wäre so unendlich wichtig gewesen, neben den politisch aggressiven Blättern ein Blatt zu haben, das ausschließlich die künstlerische Leistung der »Ausgelöschten« zeigte, dadurch wäre den andern, den Kämpfern noch nicht das Wort abgeschnitten gewesen, denn sie hätten ihre Zeitschriften für sich gehabt.

Ich verstehe, lieber Klaus Mann, daß Sie durch diese Absagen bestürzt sind, aber Sie müssen auch uns verstehen, die wir uns verpflichtet fühlen durch Verantwortlichkeit gegenüber den in Deutschland zurückgebliebenen Freunden und daß insbesondere für einen Juden das

Verantwortungsgefühl noch stärker
gesteigert sein muß.

Jetzt wird es wohl schwer sein, die Zeitschrift zurückzuschrauben ins Unpolemische und rein Literarische, aber ich glaube noch immer, es wäre für die Sache ein großer Gewinn, wenn Sie schon im nächsten Heft das Aggressive zu Gunsten des Produktiven zurückstellten: es gibt jetzt politische Zeitungen genug, aber wir hätten notwendig eine, welche nur der Leistung dient. Ich komme vielleicht nächste Woche auf einen halben Tag nach Zürich. Ich besuche zuerst Rolland und fahre dann nach ein paar Tagen von Paris nach London, und hoffentlich können wir uns dann ausführlicher über alle diese Dinge aussprechen.

Herzlichst Ihr Stefan Zweig

An Hans Carossa

11 Portland Place, London

(Adresse immer Salzburg)

13. Nov. 1933

Hochverehrter teurer Hans Carossa, so lese
ich denn hier in London, ein weiches
Nebellicht vor den Fensterscheiben, Ihr
eben erst eingelangtes Buch. Aber ich habe
kein besseres und verläßlicheres Maß für
den Wert, den ich einem Dichter
entgegensetze, als die Eile, die Ungeduld,
mit der ich nach seinem Buche fasse. Die
eigene Arbeit schiebt sich vom Tisch, die
Briefe bleiben verklebt und uneröffnet,
alles muß warten oder wird vergessen, ich
kann diese Passion der Neugier nicht
zügeln, noch weiß ich mich ehrlich gewillt,
es zu tun. Denn immer enger wird ja die
Zahl der Menschen, die einen zu derart
beglückender Ungeduld herausfordern, und
ich sage Ihnen, der Sie Ähnliches erlebten,
alles mit dem einen aus, daß ich nur auf die
Bücher Rilkes und Hofmannsthals so
gewartet habe wie heute auf die Ihren. Es
ist Ihnen, wer weiß, ob Sie es spüren, eine

magische Kraft über die Sprache
zugewachsen, von selbst spricht sich in
jedem Vergleich, jedem Attribut Ihnen das
erlösende, das beglückende Wort entgegen:
nur wir wissen ja, wie ein einzelnes Wort,
eine Zusammenfügung einen bis in das
Herz hinein beglücken kann, so stark in das
Herz, daß es heftiger zu pochen beginnt,
daß jener leise Schrecken entsteht, der
vielleicht immer die vollendete Form des
Genießens begleitet. Wie Ihre Donau, so
strömt Ihr Buch mit einem breiten
langsamem Gefäll, man fühlt sich getragen
und meint eher zu träumen, als zu reisen
und doch glänzen vom Ufer immer andere
Stationen heran, – welch beglückende
Fahrt, auf so sicher gesteuertem Schiff. Sie
haben als Mensch es wie keiner in
Deutschland verstanden, Ihr Leben als ein
Geheimnis anzuschauen und sichs selbst
schaffend zu verständlichen; große
Ehrfurcht dieser Art ist selten geworden
und gerade die Ehrfürchtigen wagen sich
sonst aus Bescheidenheit nicht an ihre
eigene Existenz. Sie aber haben das
Geheimnis des schaffenden Spiegels sich

neu entdeckt: im Anschauen sich zu steigern und alles Erlebte in Güte so einzukleiden, daß es fromm wirkt und fromm ist. Ein geistlicher Zug wird immer deutlicher in Ihrem Gesicht und sonderbar, meine Frau sagte es auch, als Sie das letzte Mal bei uns waren; sie meinte es im Physischen und ich spüre es im Werk. Ich glaube, daß Sie heute einer Zorntat, einer Grimmigkeit nicht mehr fähig wären, Sie haben sich gleichsam selbst reingebrannt, indem Sie Ihr Leben dreimal in die Retorte warfen: nun ist die Goldprobe bestanden und so wie ein bloßer Strich genügt, um die Vollhaltigkeit des Metalls zu erweisen, so sagt eine Zeile bei Ihnen schon gütig den Rythmus des Ganzen aus. Ich weiß, Sie, der Wissende, spüren manches in diesem Buche als bloß aneinandergereiht; uns aber ist es verbunden durch die herrliche Stetigkeit der Sprache, durch die erhobene Haltung. Welche Wohltat dies Buch mir gewesen, das erste deutsche und gleich das beste, das ich hier in England las, kann ich schwer ausdrücken: ich mußte zuerst den ganzen dunklen Horizont meines Lebens

aufzeichnen und dessen wehrt sich die Hand. Mein Leben ist seltsam unsicher geworden und gerade jetzt, auf der Höhe äußerer Wirkung, spüre ich ein unbezwingliches Verlangen nach Vergessen und Verschwinden, mich ekelte es, wenn ich meinen Namen, ob im guten oder im bösen (jetzt meist in letzteren Sinne) genannt lese und ich möchte ihn abstreifen wie eine Schlange die Haut. Eine Unfähigkeit zu hassen oder Haß zu erwidern, was andern als Tugend erscheint, weiß ich jetzt als eine tiefe Gefahr, denn so wie der Weinende sich durch die Träne befreit, so der Hassende durch sein zuschlagendes Gefühl: er hat eine Waffe. Der andere aber quält sich in seiner Kraftlosigkeit, seiner Antwortlosigkeit; ich habe auf alle Geschehnisse bisher nur mit Bestürzung innerlich geantwortet und daß ich es nicht anders tat, hat mir nur neue Gehässigkeit zugebracht. Sonderbare dunkle Prüfung, man sollte sie achten eigentlich, aber Geprüftwerden ist eine Sache der Jugend. In reifen Jahren lernt man nichts mehr zu, man ist schon zu weit, denn wozu lernen

für den schmalen und immer abgedünnteren Rest des Lebens, der einem bleibt? Fast lockt es mich der Lockung nachzugeben, gleichfalls einzelnes aus meinem Leben aufzuzeichnen, aber Ihr Werk wäre eher angetan, zu entmutigen, denn die beherrschte Hand ist mir jetzt nicht gegeben. Aber hinweg über alle diese kleinlichen Gedanken will ich mich jetzt zu Ihnen tragen lassen von dem Gefühl großer Dankbarkeit und Verpflichtung – seien Sie, lieber, verehrter Hans Carossa um dieses Werks und um Ihres Lebens willen von so vielen als nur möglich geliebt; ich habe keinen bessern Wunsch für Sie und für die andern! Und gedenken Sie in alter Freundlichkeit und Verbundenheit Ihres getreu ergebenen

Stefan Zweig

Ich hörte, Sie waren in Rom; ich bin in Carthago, der schiffstüchtigen Hauptstadt der Welt. Aber hier ist das Parthenon und Egypten, hier Rom und Teheran in den

Museen, hundert Städte in einer, eine verwirrende Welt.

An Klaus Mann

Dieser Brief ist an Sie privat, Sie können ihn jedem zeigen, aber ich möchte keinen Abdruck und keine öffentliche Discussion mehr.

18. Nov. 1933

Lieber Klaus Mann,

diese Sache hat mich krank gemacht. Sie können es sich nicht ausdenken – ich war unterwegs seit Wochen, hörte hier in London, es würden gegen mich Angriffe gerichtet wegen einer Erklärung, die ich im Buchhändlerbörsenblatt erlassen hätte. Ich eine Erklärung? Ich wußte von nichts, bis ich nach abermals einer Woche erfuhr, daß ein Brief, den ich dem Inselverlag zu seiner persönlichen Information auf seinen

Wunsch geschrieben, *ohne mich anzufragen oder auch nachträglich zu verständigen* veröffentlicht worden war. Muß ich sagen, daß ich nie im Leben eine solche demonstrative Veröffentlichung gewünscht oder geahnt habe, die doch eine Art moralischen Selbstmords für mich wäre? Ich war sehr verärgert, daß Sie Ihre Zeitschrift gegen die seinerzeitige Ansage politisierten, das gestehe ich offen, weil es mir heute von äußerster Wichtigkeit schien, einen Zerfall der Literatur (so wie in Rußland) in eine Emigrantenliteratur und eine Staatsliteratur durch eine politisch neutrale und repräsentative Zeitschrift zu verhindern – diese große Gelegenheit haben Sie zerstört, und dies war ein Fehler, denn an Kampfzeitschriften fehlt es nicht, wohl an dieser repräsentativen und bindenden Zeitschrift. Aber selbstverständlich habe ich doch nie im Traum daran gedacht, durch eine öffentliche Desavouierung mich gegen Sie und viele alte Freunde zu stellen; meine Erklärung in der Jewish Telegrafic Agency, die ich sofort abgab, und die Sie geruhig abdrucken dürfen (Sie erweisen mir und der

Sache sogar einen Dienst damit) legt meinen Standpunkt doch völlig klar. Selbstverständlich wird mein »Erasmus« nicht mehr bei der Insel erscheinen, so daß auch öffentlich dargetan ist, wie wenig ich daran dachte, mir irgend eine persönliche Bevorzugung in Deutschland zu sichern.

Bestens Ihr Stefan Zweig

An Klaus Mann

11 Portland Place London,
den 23. November 1933

Lieber Klaus Mann.

Ich sandte Ihnen heute das folgende Telegramm nach Bern. Da Sie aber vermutlich dort nicht lange bleiben, so geht dieser Brief nach Amsterdam. In den Neuen Deutschen Blättern wird, soviel mir die Leute berichten, die Sache ja in allergrößter Weise breitgetreten, auch die

Privatkorrespondenz benützt, ohne daß man vorher bei mir angefragt hätte. Sie verstehen, daß ich also das Bedürfnis habe, nicht noch einmal bei Ihnen dasselbe zu wiederholen oder wiederholen zu lassen, meine persönlichen Entscheidungen sind ja inzwischen längst weitergereift. Sie tun unrecht, meine Situation mit jener der anderen Schriftsteller, die Sie nannten zu vergleichen. Die sind mit ihrem Verlag, also ihrer geistigen Habe, weitergewandert, während ich die meine erst auslösen muß und dies gern in Stille und Frieden getan hätte (woran ich gewaltsam gehindert wurde). Meine Beziehung zur Insel ist eine besondere. Wir sind in diesen 28 Jahren gewissermaßen zusammen aufgewachsen und auch neben meinen Büchern steckt (ohne daß ich je materiell beteiligt gewesen wäre) ein Teil meiner geistigen Arbeit in dem Verlag. Ich verlasse ihn schwerer als mein eigenes Haus, denn es ist ein Teil meines gelebten Lebens und kaum davon abzulösen. Nun wird es dennoch geschehen.

Ich weiß natürlich, daß Sie Recht haben, wenn Sie sagen, daß die Scheidung zwischen Staatsliteratur und Emigrantenliteratur ohne jeden Übergang und ohne jede neutrale Mitte vielleicht unvermeidlich ist, weil die Regierung keine geistig Ungebundenen dulden will. Ich glaube aber, daß man nie den Willen der Regierung einfach hinnehmen soll. Ich halte und hielt es für wichtiger, daß man offenkundig *mit Gewalt* von einer freien und unabhängigen Stellung abgedrängt wird, statt freiwillig zu gehen. Der äußere Anblick ist natürlich, das gebe ich zu, von der Gegenwart aus gesehen nicht heroisch. Aber es handelt sich da um ein Dokumentarisches. Denn damit ist vor der Welt bezeugt, daß in Deutschland nicht nur die Aggressiven unterdrückt wurden, sondern daß auch jene, die mit Politik sich nie befaßten und deren Wesen die Aggression nicht lag, Unabhängigkeit nicht bewahren durften. Und wenn die Aufgabe auch undankbar ist, es kann einmal wichtig sein, dafür ein Beispiel

gewesen zu sein: vielleicht haben wir, die Vielgeshmähten da gegen ihren Willen gedient als Zeugen.

Mit den besten Grüßen

Ihr Stefan Zweig

An Hermann Hesse

Salzburg, Kapuzinerberg 5
am 9. Dezember 1933

Lieber verehrter Herr Hermann Hesse!

Die Zeit ist so sonderbar geworden und man selber aller Beziehungen derart ungewiß, daß ein einzelner Gruß heute einen noch glücklicher macht als vordem ein üppiges Geschenk. So war mir Ihr Gedicht mehr als ein Gruß, sondern wahrhaftige Beglückung. Ich habe ja oft an Sie gedacht, und mein Schweigen hat das Ihre verstanden. Ich habe durch Monate

mich wie ein Verzweifelter gewehrt, in den Irrwitz auch nur ein Wort hineinzusprechen, obwohl man mich von rechts und links zerrte, nun ist es den Leuten, dank Veröffentlichung von privaten Briefen gelungen, mich auch einigermaßen durch den politischen Dreck zu ziehen. Aber in zwei, drei Monaten erhalten Sie von mir ein kleines Buch des Bekenntnisses. Ich habe mir Erasmus von Rotterdam als Nothelfer gewählt, den Mann der Mitte und der Vernunft, der ebenso zwischen die Mühlsteine des Protestantismus und Katholizismus geriet, wie wir zwischen die großen Gegenbewegungen von heute. Es war für mich ein kleiner Trost zu sehen, wie schlecht es ihm ging und daß man nicht allein ist, wenn man sich anständigerweise mit schweren Entscheidungen und Entschließungen quält, statt es sich bequem zu machen und mit einem Ruck auf den Rücken einer Partei zu springen.

Vor zwei Monaten sprach ich lange von Ihnen mit Rolland. Er liebt Sie sehr und machte mir heftige Lust, Sie einmal

aufzusuchen, aber ich war jetzt für sechs
Wochen in London und

fand dort schönere Einsamkeit in der
Bibliothek des britischen Museums als
irgendwo anders in der europäischen Welt!

In alter Liebe und Verehrung,

Ihr getreuer Stefan Zweig

An Klaus Mann

Salzburg, Kapuzinerberg 5
am 13. XII. 1933

Lieber Klaus Mann,

der Volksmund hat wieder einmal kräftig
übertrieben, ich war in Zürich gerade
zwischen zwei Zügen zu einer Besprechung
und sah von Freunden nur Joseph Roth auf
eine halbe Stunde, mein Leben ist eine
Hetzjagd. Und wie notwendig wäre es mir

seelisch gewesen, Ihren Herrn Vater zu
sehen, wie gerne hätte ich mit Ihnen
gesprochen!

Über Holland bin ich leider völlig
incompetent, ich war in meinem ganzen
Leben *drei* Tage dort! Und ich muß bis
Mitte Januar meinen Erasmus fertig haben
gerade weil ich ihn deutsch zunächst nicht
erscheinen lassen will sondern die
Exemplare für England und Frankreich erst
brauche – das fordert vor allem meine arg
durchgerüttelten Kräfte. Die Idee ist an sich
ausgezeichnet, nur sollten Sie bei der
geistigen Rivalität *alle* neutralen Länder
berücksichtigen, ich habe seinerzeit im
Kriege den großen Hymnus an das
Schweizer Rote Kreuz publiciert, um dieser
Dankespflicht Genüge zu tun. Mitte
Februar hoffe ich mit den Correcturen fertig
zu sein und wieder freie Hand zu haben,
vordem fehlt mir jede Viertelstunde und nur
deshalb halte ich mich jetzt von allem
zurück. Aber dann fahre ich wieder fort und
will meine Freiheit mir zunutze machen,
mich drückt dieses Buch, das ich alles

Philologischen und Literarischen entweidet
habe um es weltanschaulich zu gestalten,
schon seit Monaten wie ein Alp auf dem
Herzen. Dann hören Sie bald von Ihrem

Stefan Zweig

1934 – 1940

An Hans Carossa

11 Portland Place London,
den 9. 3. 34

Lieber verehrter Freund!

Ihre Karte war mir ein lieber Gruß und ich erwidere ihn herzlich aus London, wo ich mich nach einer kurzen österreichischen Pause sehr eingelebt habe. Die wunderbare Bibliothek des Britischen Museums ist mir eine Art Heimat und die Großstadt London so groß, daß man sie wie eine Heide oder eine Landschaft empfindet, die man immer mit neuer Neugier betrachtet und in der man auf das Wunderbarste verloren gehen kann. Salzburg hat durch seine Grenzlage einen dermaßen politischen Akzent bekommen und die Erregung dringt – so

energisch man die Seelenfenster dagegen schließen mag – durch alle Ritzen und Fugen ins Haus: Man wohnt gleichsam auf einem militärischen Brückenkopf, und das ist der Arbeit nicht sonderlich förderlich. So war es für mich eine innere Notwendigkeit, mich für einige Zeit hier herüberzuschalten in eine gänzlich apolitische Atmosphäre, und die ruhige Sicherheit dieses Landes teilt sich einem auf das Wohlätigste mit. Hier ist Italien in der Nationalgalerie, die Welt in der Bibliothek und in den Menschen und über all dem weht auch in den schlimmsten Tagen ozeanische Luft, die mir merkwürdig wohltut; manchmal frage ich mich, ob nicht das alpine Klima ein Irrtum für mich war, dem jeder Föhn die Nerven krümmt und den jede lange Regenzeit verdüstert. Sie wissen als Arzt und Dichter besser als jeder, wie sehr eine radikale Umwandlung der Drucksphäre im physikalischen und im seelischen Sinne den Organismus erneuert und Erneuerung haben wir, lieber verehrter Freund, nötig, jene mehrmaligen Pubertäten, von denen Goethe spricht, und so sie sich nicht von selbst

einstellen, müssen wir sie zu erzwingen suchen. Im Herbst will ich vielleicht nach Amerika zu ein paar Vorträgen und wenn ein filmisches Angebot Formen annimmt, die mir erlauben, darin eine Kunstform zu suchen, so würde ich die dollarische Beute vielleicht verwenden, um mit einem Schiffe durch den Pacific über Indien und Ägypten zurückzusteuem, ein paar Monate scheinbar zu verlieren, aber sie in Wirklichkeit zu gewinnen, indem ich mich ganz aus den Spannungen unserer europäischen Welt für einige Zeit ausschalte. Hätte ich dazu noch Ihr still belauschendes Auge, Ihren klarsammelnden Sinn, so könnte eine solche Reise auch noch allerhand dichterisches Gut heimbringen. Vorläufig spiele ich nur mit dem Gedanken und ein solches loses unverantwortliches Spiel ist wahrscheinlich klüger als feste Pläne zu bauen in einer Zeit, in der nichts fest und voraussehbar ist.

Ich hoffe, Sie arbeiten wieder an einem neuen Buch und man lässt Ihnen Ihre Zurückgezogenheit. Vor einem Jahre

sprachen wir davon, wie aller Erfolg
gleichzeitig zur Bedrängnis wird und zur
Gefahr, aber von Wenigen bin ich so gewiß,
daß sie dieser Gefahr gewachsen sein
werden, und wenn wir einander
wiedersehen, von Ihrem Lebensbaum schon
neue reife Frucht herniederhängt.

Lieber Hans Carossa, nehmen Sie es nicht
als törichte Phrase sondern als
Wahrhaftigkeit, daß es mir immer eine
Wohltat ist, wenn ich an Sie denke. Daß Sie
da sind in dieser Zeit und so sind, wie Sie
sind, gleichsam lebende Bekräftigung des
rein Dichterischen in der deutschen Welt
und Ihren Freunden ein unersetzliches
Element seelischer Sicherheit.

In alter Verbundenheit Ihr getreuer

Stefan Zweig

An Joseph Roth

[undatiert; vermutlich Mai 1934]

[...] Ich habe hier noch einmal zu lernen angefangen wie ein Gymnasiast. Ich bin noch einmal wieder unsicher geworden und neugierig. Auch eine junge Frau ist mir hier gut, mir dem Dreiundfünfzigjährigen! So ist ein Buch wie das Ihre vielleicht eine Lehre für mich, nicht das Bittere dieser Welt zu vergessen. Mein politischer Pessimismus ist maßlos. Ich glaube an den nahen Krieg wie andere an Gott. Aber gerade weil ich an ihn glaube, lebe ich jetzt stärker. Ich klammere mich an das letzte Stück Freiheit, das wir noch genießen. Ich sage mir jeden Morgen ein Dankgebet, daß ich frei, daß ich in England bin. Denken Sie sich mein Glück, ich fühle mich in einer solchen Irrsinnsszeit stark genug, noch andere moralisch aufzurichten. Darum drückt es mich so, daß Sie jetzt nicht hier sind, wer weiß, wie lange diese Kraft in mir anhält, die, ich wiederhole es, nicht aus einer stupiden Unbewußtheit kommt, sondern aus einem luciden Erkennen der Brüchigkeit unserer Existenz. Wir müssen das »Trotzdem« zum

Leitwort unseres Lebens machen: »die Menschen kennen und dennoch lieben« wie Rolland unvergeßlich gesagt hat.

Ich umarme Sie, lieber Freund. Und ich leide darunter, daß Sie so weit sind. Das letzte Mal habe ich, ganz unter dem Druck der schweren Erlebnisse – ich sagte es Ihnen nicht: man hatte bei uns zwei Tage vorher eine Hausdurchsuchung in Salzburg gemacht nach Waffen des Schutzbundes (!!!) bis in meinen Wäscheschrank, und ich hatte die Kraft, diese maßlose Beschimpfung und Mißachtung in einer Stadt, wo ich 15 Jahre lebte, vor Euch allen zu verschweigen, und Gottseidank kam es in keine Zeitung, man jagte mich mit Spitzelberichten wie einen Verbrecher – all das lastete auf mir, ich war, als ich mit Ihnen in Paris sprach von diesem Verschweigen, vor Scham (über die andern) ganz verstört. Aber ich möchte Sie doch sehen jetzt, wo ich wieder gefaßt bin und beinahe froh.

Mein »Erasmus« kommt in 14 Tagen zu Ihnen. Ich glaube, es ist ein anständiges Buch (für wenige geschrieben, nur für die, die sich auf Zwischentöne verstehen.)

Also nochmals: Dank und Liebe

Ihr S.

Im August gehe ich wahrscheinlich nach Österreich, einiges ordnen. Aber Salzb. ist für mich abgetan, ich gehe nach Südamerika oder Nordamerika zu Vorlesungen im Herbst. Ich habe wieder Hunger nach Ferne und den Wunsch, diese Welt noch einmal rund zu sehen, ehe sie zusammenkracht.

An Klaus Mann

11, Portland Place, London, W. 1.
10. Mai 1934

Lieber Klaus Mann,

Ich danke Ihnen, daß Sie so milde über meinen scheinbaren Wortbruch denken. Aber wenn Sie über mein plötzliches Erscheinen in der »Pariser Zeitung« überrascht waren, so muß ich Ihnen sagen, daß jemand anderer davon noch überraschter war: nämlich ich selbst. Die P. Z. hatte diesen Absatz aus dem »Erasmus« einfach aus dem »Pester Lloyd« herausgeschnitten und – ob mit Absicht oder ohne Absicht mit Unterlassung der Quellenangabe so publiziert, als ob ich ihr den Abschnitt übergeben hätte, während sie sich in Wahrheit nicht einmal die Mühe genommen hat, bei mir anzufragen. Sie sehen also, daß von meiner Seite keine Inkorrekttheit Ihnen gegenüber vorlag, sondern die Inkorrekttheit gegen mich begangen worden ist, der ich übrigens verlernt habe, mich über derlei Dinge aufzuregen. Ich habe in den letzten Monaten einiges mitgemacht, worüber ich nicht sprechen mag, aber Sie dürfen mir glauben, daß ich bei weitem nicht so gleichgültig bin oder betrachtet werde als ich erscheine. Ich weiß genau und weiß es

seit langem, daß Kompromisse nicht möglich sind. Aber ich habe es für richtig gehalten, einen abwartenden Standpunkt einzunehmen. Vielleicht ist es besser wenn sachlich einmal dargetan ist, daß selbst die von Natur zu Koncilianz und zur Bindung geneigten Charaktere ihrer inneren Natur und Neigung Absage leisten und nicht aus eigenem Willen, sondern zwanghafterweise Stellung beziehen mußten.

Mein Buch über »Erasmus« habe ich in Deutschland nicht mehr erscheinen lassen. Es kommt in Wien zunächst in einer kleinen Auflage bei Herbert Reichner heraus, damit niemand behaupten könne, ich habe es in deutscher Sprache versteckt, während es in fremden Ausgaben erscheint. Es ist eigentlich ein recht privates Buch und keineswegs für den Erfolg bestimmt. Ich habe mir nur selber geholfen, indem ich den heiligen Erasmus als Nothelfer anrief.

Über das »Maria Stuart«-Buch habe ich noch keine Entscheidung getroffen, aus dem abergläubigen Gefühl heraus nie über

ein Buch zu verfügen, solange es nicht fertig ist. Ich muß mir die Möglichkeit vorbehalten, es wegzwerfen oder in die Lade zu legen, für den Fall, daß es mir selber nicht gefällt. Aber in einem viertel Jahr dürfte es fertig sein, und dann tritt ja die große Entscheidung an mich heran, nicht nur, was mit diesem, sondern was mit allen meinen Büchern geschieht. Es ist dies eine Lebensentscheidung, und Sie werden verstehen, daß sie mir nicht leicht fällt. Alles, was man im Leben nur einmal tun kann und den furchtbaren Gedanken: »unwiderruflich« in sich trägt, kann nicht aus leichter Hand getan werden. Ich habe diesen ganzen Komplex zunächst von mir gewissermaßen abgespalten, um nichts zu tun als meine Arbeit. Ist sie getan, so kommt die eigentliche Entscheidung.

Lieber Klaus Mann, ein Versprechen, das ich einmal gegeben habe, brauche ich nicht zu erneuern. Es ist für mich eine Ehrensache, Wort zu halten, und ich sage Ihnen nur nochmals, daß der erste Beitrag dann Ihnen gehört.

Ihr herzlich ergebener

Stefan Zweig

An Klaus Mann

11 Portland Place London
den 20. Juni 1934

Lieber Klaus Mann!

Schade, daß Sie nicht herüberkamen, ich hatte Sie schon sehr erwartet. Die Sache Rimbaud ist aussichtsreich und wieder nicht aussichtsreich. In den letzten zwei Jahren ist nämlich *ungemein* interessantes Material herausgekommen, vor allem die ganzen monströsen Prozeßakten in Brüssel mit phantastischen homosexuellen und auch pornographischen Details – sie wurden vor etwa zwei, drei Jahren in einer belgischen Revue veröffentlicht – dann gewisse Memoiren und Biographien Verlaines, die viel Licht auf Einzelheiten werfen. Man

weiß also viel mehr und kann, besonders wenn man kühn ist und dem Physiologischen entschlossen auf den Grund geht, das persönliche Bild ganz neu aufbaun. Mit den äußereren Chancen dagegen scheint es mir schlechter zu stehen. Frankreich hat in den letzten zehn Jahren eine Rimbaudliteratur, daß man Zimmer damit ausfüllen kann. In England ist er Homo ignotissimus, erstens, weil man überhaupt über französische Lyrik wenig weiß, zweitens, weil man gerne an ihm vorbeischweigt so wie an Oscar Wilde. Sie blieben also da wahrscheinlich auf den dünnegewordenen deutschen Kreis extra muros Germaniae beschränkt, und ich weiß nicht, ob dies die ungemeine Arbeit lohnt, die ein solches Werk doch verursacht.

Feuchtwanger werde ich gewiß persönlich schreiben, aber öffentlich möchte ich jetzt überhaupt nichts von mir in Zeitungen geben, weder in Deutschland noch im Ausland, sondern nur meine Bücher schreiben, so gut oder so schlecht ich es kann.

Alles Herzliche Ihres

Stefan Zweig

An Hans Carossa

11 Portland Place

London, 21. September 1934

Lieber verehrter Hans Carossa!

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren guten Brief, der mich hier in London erreicht, wo ich mich ziemlich eingewohnt –, nicht eingewöhnt – habe. Ich genieße hier ein wunderbares Gefühl von Stille und wenn ich eine gewisse Fremdheit zu den Menschen und Sitten betone, so werte ich sie darum nicht als negatives Element, denn man hat dadurch einen gewissen Luftraum von Ruhe, der dem arbeitenden Menschen immer wohltut. Die Beziehungen sind locker und höflich, aber gerade das herzliche bindet und bedrängt und

verpflichtet. So tut es mir ganz gut, mitten in einer Weltstadt und gleichzeitig abseits zu leben. Freilich will ich dies im Frühjahr oder schon im Januar, Februar mit Italien eintauschen und dieses an sich so wundervolle Land wäre noch verschönt, könnten wir einander dort begegnen. Ich habe jetzt, nachdem ich die Leidenschaft an der Psychologie fast wie ein Handwerk getrieben habe, schon heftiges Heimweh nach dem Dichterischen. Ich möchte dann etwas für mich und ganz nur für mich schreiben, aber dies war nicht möglich, solange die Zeitgeschehnisse einen so stark beschäftigten und rein äußere und äußerliche Fragen die innere Ruhe bedrängten. Wahrscheinlich geht es Ihnen ähnlich, daß eine fremde Landschaft und eine neue Art Sonne alle die Keime herauslockt, welche die Heimat gepflanzt hat.

Deutsche Prosa, an einer italienischen Küste zu schreiben, so wie einst Keats und Shelley dort ihre englischen Verse, scheint

mir über alles wünschenswert. Möge es sich wenigstens Ihnen erfüllen.

In treuer freundschaftlicher Verbundenheit und Verehrung

Ihr Stefan Zweig

An René Schickele

11 Portland Place London,
den 26. September 1934

Lieber René Schickele!

Vielen Dank für Ihren guten Brief. – Die größte Gefahr, in die wir uns begeben können, ist, ungerecht zu werden. Ich verstehe vollkommen die Tragik der Emigration und der darin kombattanten Schriftsteller. Wie ein Rad ständig laufen muß, um nicht umzufallen, so müssen sie ständig opponieren – eine furchtbare Verpflichtung, von mir aus gesehen, sein

ganzes Leben damit zu verbringen, *gegen* etwas zu sein. Aber unsere Schwierigkeiten sind nicht geringer. Es besteht kein Zweifel, daß Deutschland alles tun wird, um an uns vergessen zu lassen, daß unsere Bücher allmählich verschwinden werden – wahrscheinlich sogar die Verleger selbst – und eine Art Staatsverlag wie in Rußland sich aus der Firma Eher entwickeln wird. Wir haben das gleiche in Rußland, das gleiche in Italien gesehen und müssen innerlich vorbereitet sein. Wir sollen aber, meine ich, nicht unsere beste Kraft verschwenden, um mit der Stirn gegen die Gefängniszelle zu rennen, sondern lieber diese Stirn uns erhalten und nach dem Vorbild des Cervantes in diesem unsichtbaren Gefängnis gute Bücher schreiben. Daß es zwischendurch an Gewissensfragen nicht fehlt, wissen Sie und weiß ich. So macht es mir der Inselverlag (alles was Sie hörten, ist dummes Gerede) eigentlich nur dadurch schwer, daß er meine Bücher bringen *will* und es ist schwer, so alte und persönliche Bindungen zu lösen und die Isolierung drüben durch

eignes Zutun zu vermehren. Aber ich glaube immer mehr, daß man »Duldung« nicht dulden soll. Wie immer man tut, macht man es schlecht und kommt schließlich auf die Banalität aus dem Lesebuch zurück, daß es das Beste ist, vor sich selber ein reines Gewissen zu haben.

Ihren letzten Roman »Witwe Bosca« habe ich leider nicht bekommen. Vielleicht können Sie mir ihn noch herschicken lassen. Ich will alles Denkbare versuchen, obwohl hier eigentlich das Interesse für Sachliches, Historisches, Dokumentarisches stärker ist als für europäische Epik (gerade da liegt noch der Kanal quer zwischen hüben und drüben). Nun erinnere ich mich immer und noch immer nach Jahren einer großartigen kleinen Darstellung von Ihnen, die Sie von Jaurès gegeben haben. Es war nur ein Bild, aber könnten Sie es nicht erweitern, die Zeit um die Gestalt stellen, unsere Jugend, unseren Glauben von damals? Fast könnte ich Ihnen versprechen, daß für eine Biographie Jaurès', die gleichzeitig gewissermaßen das Abendrot

des idealistischen Sozialismus bedeutete,
Der Revolverschuß erschoß die ganze
Bewegung zugleich hier und wohl auch in
Frankreich großes Interesse wäre. Ich mag
sonst die Biographienfabrikation nicht und
lasse selbst von allem Biographischen, weil
es so sehr Mode und Erfolg wird. Aber in
diesem Falle wäre es doch *Ihre* Zeit, *unsere*
Jugend, die Sie gleichzeitig mit in
Erscheinung brächten, und wenn Sie eben
auch an das Materielle denken müssen, dies
nach meinem Empfinden die gewisseste
Aussicht. Hier fehlt [es] an einer Gestalt
noch mit all den Neben- und
Gegengestalten, Clemenceau, Rochefort,
und gerade weil es nicht aus dem Geiste der
Partei, sondern eine Darstellung aus dem
Geiste wäre, würde ich darin eine
notwendige Aufgabe sehen. Und noch
eines. Haben Sie einmal ein kleines Buch,
bei dem Sie an eine bibliophile Ausgabe
denken, irgend etwas, was Ihnen dichterisch
besonders lieb ist, so glaube ich, daß Sie bei
diesem Verlage Reichner, der meinen
»Erasmus« gemacht hat und der jetzt
kultivierteste deutsche Literatur jenseits

aller Politik in bibliophilen vollendeten Ausgaben bringen will, sehr zufrieden wären. Vielleicht haben Sie da etwas in der Lade oder im Herzen.

Was Sie von Rolland sagen, ist nur zu wahr. Wir stehen eigentlich mehr zu ihm als er zu sich selbst, seit er (unter persönlichen privaten Einflüssen) alles in Rußland bejaht und alles entschuldigt, auch die Unterdrückung. Dagegen hat Wells jetzt offene Stellung genommen. Er war eben in Moskau, um noch einmal zu versuchen, für die Literatur dort eine gewisse Freiheit durchzusetzen, ohne den geringsten Erfolg zu erzielen. Er ist in diesem Sinne vollkommen entschlossen, den Kampf gegen jede Unterdrückung im Namen welcher Ideologie immer durchzuführen. Man hat ja manchmal hier das Gefühl, auf dem letzten Bollwerk der Freiheit zu stehen – eine Freiheit, die unserem Ideal im Sittlichen und vielen Anderm gar nicht ähnlich sieht. Sie riecht manchmal etwas säuerlich und abgestanden. Aber immerhin ist es Luft, in der man atmen kann.

Seien Sie gewiß, lieber Schickele, daß ich keine Gelegenheit versäume, und verfügen Sie über mich, wie immer ich Ihnen meine alte herzliche Gesinnung erweisen kann.

Mit vielen Grüßen

Ihr Stefan Zweig

An René Schickele

11 Portland Place London,
1. November 1934

Lieber René Schickele!

Hoffentlich haben Sie nicht übel von mir gedacht, daß ich Ihnen erst heute schreibe und Ihnen für Ihre Bücher danke. Ich habe mit einer Art Heimweh in der »Witwe Bosca« die ganze südliche Landschaft gespürt und alle die Kunst, mit der Sie Natur zu erwecken wissen. Immer sind die Menschen, die Sie darstellen, nur durch die

Atmosphäre ganz verständlich, in der sie atmen (das »Erbe am Rhein«!), und darum habe ich es nie als ein Zuviel empfunden, wenn Wald und Wiesen und Blumen und Meer bei Ihnen in die Geschehnisse hineinrauschen. Es ist dies nie etwas künstlich Überwucherndes, sondern der Grund, der unterste und elementare, aus dem Sie die Gestalten entwickeln.

Vielleicht binden Sie damit – und nicht zumindest durch die Sprache – Ihre Bücher stärker an das Heimatliche, als es einer Übertragung in fremde Sprachen förderlich ist; dort wirkt natürlich alles am stärksten, was (um im deutschen Jargon zu bleiben) auf Asphalt gebaut ist, der in Paris und London und Berlin und New York ein und derselbe ist. Aber nichts wäre irriger, als wenn Sie sich deshalb von Ihrer persönlichen Art abwenden ließen, die eben Ihre persönliche und nur Ihnen gehörige darstellt.

Das andere kleinere Buch liebe ich schon seit Jahren und Jahren. Ja, gerade jenes Kapitel über Jaurès war es, das mir die

Überzeugung gab, nur Sie könnten seine Gestalt unpolitisch darstellen und gleichzeitig in jener feurigen Luft der apokalyptischen Tage, die wir erlebt haben, um sie nicht mehr zu vergessen. Es wäre schon gut, wenn ein Mann wie Sie ein Zeugnis abgeben könnte für das, was historisch zwanzig Jahre und in Wahrheit tausend Jahre vor unserer Gegenwart liegt. Wir fühlen uns oft physisch zu jung, um zu empfinden, wie das, was wir unsere Jugend nennen, schon etwas Historisches geworden ist, das wir die Pflicht hatten auszusagen. Hoffentlich reizt Sie einmal die Arbeit, ich glaube, sie würde weit über den Anlaß hinaus sich zu einer wichtigen Aussage runden und könnte einer jener internationalen Erfolge werden, die uns Ausgedeutschten jetzt so nötig sind.

Vielleicht komme ich sehr bald in Ihre Nähe und würde mich dann ungemein freuen, Sie zu sehen.

Herzlichst

Ihr Stefan Zweig

An René Schickele

11 Portland Place London,
den 19. November 1934

Lieber René Schickele!

Ich bekam Ihr Buch über Lawrence vom Verleger und habe es sofort in einem Zuge gelesen – man kann es nicht anders, der Rhythmus nimmt einen mit. Ein wenig hatte ich davor Angst, denn ich habe den jetzigen Enthusiasmus für Lawrence nie geteilt. Ich achte seine Kunst, aber empfand ihn immer als einen verkehrten Moralisten (ähnlich wie unseren Wedekind), der das Sexuelle mit einem so tödlichen und dogmatischen Ernst feiert wie der Pfarrer den lieben Gott. Von seinem Leben wußte ich nicht viel, aber durch Ihr Buch hat er für mich plötzlich einen andern Gehalt und eine andere Gewalt. Nur, daß ich *Sie* als

viel souveräner und freier im Menschlichen empfinde als ihn. Ich habe Sie sehr im Verdacht, daß Sie ihm die Schwingen erst geliehen haben, mit denen er sich so hoch über die Zeit erhebt, daß Sie ihn aufgefüllt haben mit Ihrer eigenen dynamischen Kraft – was durchaus kein Vorwurf sein soll, weiß Gott nicht. Wir steigern uns an den Anlässen und wir übersteigern wiederum die Anlässe. Wir werden leidenschaftlich angeregt durch andere Menschen und machen durch diese Leidenschaft das Bild des anderen farbiger und brennender, und das ist tausendmal wichtiger als alle Analytik. Ich habe *große* Freude gehabt an diesem schwungvollen und freien Buch, und wenn ich diese Freude nicht noch ausführlicher aussage, so ist der Grund, daß ich wahrscheinlich sehr bald für kurze Zeit in Ihre Gegend komme.

Alles Herzliche von Ihrem

Stefan Zweig

An Hermann Hesse

United States Lines
On Board S. S. Manhattan
30. Jan. 1935

Lieber Hermann Hesse, Ich habe mich ein wenig in Amerika herumgetrieben; nun da die Welt wacklig wird, tut man gut, sie sich noch einmal von allen Seiten zu betrachten. Es war großartig und ermüdend und tröstlich sogar, aber wunderbarerweise hat man auf dem Schiff dann Ruhe und Zeit. Da gedenke ich nun einer moralischen Schuld. Denn selten hat mich etwas Dichterisch-Denkerisches so berührt wie Ihr »Glasperlenspiel«, und ich wollte es Ihnen sagen, aber die Zeit strömte über mich her. Nichts ist wichtiger als der Gedanke, wie das Individuelle sich gegenüber der Mechanisierung (wie sie Amerika schon optisch zeigt) entfalten wird, und daß Sie dieses Problem im bejahenden Sinne lösen und nicht in der üblichen Form des flachen Resignierens, hat mir wohlgetan. Lieber Hermann Hesse,

wie schön ist Ihr Weg, wie wissen Sie immer nach einer inneren Phase eine neue, höhere anzufangen im Sinne von Goethes Spirale: Wiederkehr zum Ausgangspunkt auf erhobener Fläche! Wie weit ist es vom »Camenzind« zu dem Manne in Ihnen, und wie sicher stehen Sie dadurch in diesen Zeitläufen. Ich achte und liebe sehr Ihre Haltung, die innerlich entschieden, nicht auf die peripherischen Bewegungen reagiert; ich habe gelernt, die Politik, die immer überdimensionieren muß, das Wort an das Schlagwort verraten, das Dogma an seine Übertreibung, redlich zu hassen als den Widerpol der Gerechtigkeit. Ich habe sie jetzt in zu vielen Ländern gesehen, um zu wissen, daß sie nicht wie Napoleon meinte, das moderne Schicksal ist, sondern nur der unsichere Schatten von Bewegungen, die zu erkennen uns selbst nicht gegeben ist, aber wirklich nur ein Spiel und um so zufälliger, je gesetzmäßiger und theoretischer er sich nach außen gebärdet. Ich glaube fest, daß gerade diese Veräußerlichung bei den Besten eine Verinnerlichung erzwingen

muß, je mehr sich die andern
zusammenrotten, um so hartnäckiger
werden die Einzelgänger ihr Recht
behaupten.

Ich hoffe sehr, Sie wieder einmal zu sehen.
Ich hänge ziemlich unsicher an einem
schwachen Ast; mein Haus in Salzburg
(von den Fenstern sehe ich nach Bayern
hinein) ist mir nicht recht Heimat mehr,
zum Emigranten habe ich kein Talent, so
lebe ich jetzt beinahe studentisch, bald da,
bald dort und spüre es beinahe als ein
Glück, aus diesem sichern Behagen
herausgestoßen zu sein. Ich habe viel
gelernt in dem Londoner Jahr und nun in
Amerika. Hoffentlich kommt es zu Tage,
denn das biographische Intermezzo ist
vorbei, und ich will versuchen, wieder das
zu sagen und zu gestalten, was mir von
innen her wichtig ist. Nehmen Sie diesen
kleinen Silberling als Anzahlung einer
stattlichen inneren Schuld und als Zeichen
meiner Anhänglichkeit: lächeln Sie nicht,
aber es ist fünfunddreißig Jahre her, daß wir
zum erstenmal einander geschrieben haben!

Herzlichst
Ihr Stefan Zweig

An Hermann Hesse

Hotel Regina,
Wien den 4. Mai 1935

Lieber, verehrter Hermann Hesse,

ich kann Ihre schöne Sendung nun mit einer kleinen Gegengabe erwidern, die als Beilage zum »Philobiblon« erschienen ist. Für mich sind Handschriften das, was für Sie die Bilder, und vielleicht sogar um einen Grad mystischer, weil sie verschlossener sind. Ich vermute, daß ich jetzt selber für zwei, drei Wochen in der Nähe von Zürich die zwei Elemente angenehm verbinden werde, die einen Wandernden beglücken, eine schöne Landschaft mit einer guten Bibliothek. Meine eigene steht recht verlassen in

Salzburg, und ich habe das Gefühl, sie ausgelesen zu haben, selbstverständlich ein trügerisches Gefühl, aber jedesfalls bin ich meiner eigenen Zimmer müde und genieße das Nomadische mit studentischer Muße. Ich glaube, Sie hatten genau in meinen jetzigen Jahren eine ähnliche Ausbruchsneigung, und sie scheint wohl zu einem richtigen Leben zu gehören, organisch zu sein für einen normalen Organismus und keine Abnormalität. Jedesfalls lasse ich mich laufen, solange ich inneren Auslauf habe, und frage nicht lange, wohin. Ich weiß, so wild auch der Kreisel tanzt, einmal fällt er doch hin. Jedesfalls war auch Wien schön, und ich hätte Sie gerne hierher gewünscht, zu den starken Gesprächen, die wir mit Bruno Walter hatten vor und nach dem Händel'schen »Messias«, denn auch mich zieht (anscheinend wie Sie) die Musik stärker heran, weil sie so herrlich überweltlich und überpolitisch wirkt und dadurch beruhigend. Nichts hat mir vielleicht mehr geholfen im letzten Jahr als die enge Beziehung zu Toscanini und Bruno

Walter, und wenn ich das Gleichgewicht nicht verloren habe (wie die Meisten), so danke ich es diesem tröstenden Element.

Ich weiß, daß Zürich nicht weit ab liegt vom Tessin, und vielleicht erlauben Sie mir, daß ich dann auf einen Sprung einmal zu Ihnen herunterkomme. Ich weiß mich einen ungefährlichen Gast, der niemanden lange behelligt und nicht gern hat, wenn ihm andere zuviel wegnehmen.

Leider hatte mir seinerzeit meine Frau untersagt, unter die Sonnenuhr unseres alten schönen Hauses in Salzburg das kleine Gedicht malen zu lassen, das ich mir ausgedacht hatte:

Die Sonne hält nur kurze Rast, – nimm Dir ein Beispiel, lieber Gast.

Meiner Frau schien es zu unfreundlich.
Aber ich glaube, es hätte mir viele langweilige Stunden gerettet.

Immer in alter Neigung und Verbundenheit

Ihr verehrungsvoller Stefan Zweig

An Klaus Mann

Nizza, den 7. Februar 1936

Lieber Klaus Mann!

Herzlichen Dank für Ihren Brief und auf Wiedersehen also in London. Ach, wie widerlich war dieses Gezänke um den Fischer Verlag. Immer die gleiche Situation, nämlich daß wir im Grunde in all diesen Angelegenheiten völlig gleicher Meinung sind. Nur der Ton macht die Musik und ich hasse diese jüdische Prophetenfanatik, wenn sie sich ins Journalistische übersetzt. Nein, Freunde, nicht diese Töne! Wie immer hat Ihr Vater mit seinem fehllosen Takt, mit seiner beispiellosen und beispielgebenden Noblesse wieder einmal die Situation gerettet. Seine Antwort an Korrodi will mir ein denkwürdiger Beitrag zur Zeitgeschichte erscheinen. Aber ließen

nun endlich schon einmal die Herren in
Paris von der Anmaßung ab, immer
Zensuren schreiben zu sollen, daß sich ein
Thomas Mann heute brav und morgen
schlimm, heute richtig und morgen
unrichtig benommen hat, statt ihn einfach
zu ehren und zu achten und ihm dankbar zu
bleiben für sein Mit-uns-sein.

Lassen Sie sich auch nicht über Jules
Romains durch irgendwelche
Alarmmeldungen von jener Seite täuschen,
er ist nach Deutschland gegangen, so wie er
nach Italien, Rußland und Argentinien geht.
Aber er ist nicht der Mann, sich einfangen
zu lassen und Sie haben doch wohl seinen
Aufsatz gegen alle Faschismen in
»Vendredi« gelesen, der an Klarheit und
Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig
läßt.

Schickele erwidert sehr herzlich Ihre Grüße
und ebenso Ihr

Stefan Zweig

Die Angelegenheit jenes deutschen »Candide« oder »Marianne« ist noch immer sehr in Discussion, ich glaube, wir sind um ein großes Stück weiter. Mehr als je brauchen wir ein *gelesenes*, ein ganz *billiges* Wochenblatt, das wie die französischen, wirklich die ganze Nation erreicht. Ich hatte viele Besprechungen und wir haben, wie gesagt, schon erhöhtere Chancen als vor einem halben Jahr.

An Joseph Roth

49 Hallam Street, London W 1
31. März 1936

Lieber Freund!

Ich sehe, Sie sind mir unbewußt böse, daß ich Ihnen keinen vernünftigen Rat gebe. Sie haben das Gefühl, daß ich Sie nicht verstehe oder das Schwierige Ihrer Situation nicht begreife. Aber liebster Freund, dies ist ja das Unglück, daß ich

diese Situation nicht jetzt begreife, sondern wie alle Ihre Freunde schon im voraus seit zwei oder drei Jahren. Alles, was Sie jetzt miterleben, haben wir schon vorauserlebt, Ihre Sorgen vorausgesorgt, und mehr noch, wir spürten im voraus die Leberschmerzen, die Sie von Ihrem Trinken noch haben werden, und die Bitterkeit, die Sie unvermeidlich gegen uns wenden werden. Man mußte kein Prophet sein, um das alles zu sehen. Lieber Freund, wenn Sie wirklich klarsehen wollen, so müssen Sie erkennen, es gibt keine Rettung für Sie als ein vollkommen zurückgezogenes Leben irgendwo an dem billigst möglichen Ort. Nicht mehr Paris, nicht mehr Foyot, überhaupt keine Großstadt, ein freiwilliges Kloster. Sie sahen ja unser Entsetzen, als Sie mit dem Doppelten und Dreifachen dessen nicht auskamen, was Sie jetzt haben werden, und irgendeine geheime Ahnung tröstet mich, Sie würden sich im Grunde viel wohler fühlen, wenn Sie einmal von Paris weg sind und ganz in der Zurückgezogenheit leben, wenn Sie überhaupt die entscheidende Umstellung

vollzogen haben werden, die Sie nicht freiwillig vornehmen wollten. Bitte nehmen Sie sich den Gedanken aus dem Kopf, man sei irgendwie hart gegen Sie. Vergessen Sie nicht, daß wir in einem Weltuntergang leben und wir glücklich sein dürfen, wenn wir nur überhaupt diese Zeit überstehen.

Klagen Sie nicht die Verleger an, beschuldigen Sie nicht Ihre Freunde, schlagen Sie sich nicht einmal gegen die eigene Brust, sondern haben Sie endlich den Mut, sich einzugesten, daß, so groß Sie als Dichter sind, Sie im materiellen Sinne ein kleiner armer Jude sind, fast so arm wie sieben Millionen andere, und werden so leben müssen, wie neun Zehntel Menschen dieser Erde, ganz im Kleinen und äußerlich Engen. Dies wäre für mich der einzige Beweis Ihrer Klugheit, daß Sie sich nicht dagegen immer »wehren«, nicht es Unrecht nennen, sich nicht vergleichen, wieviel andere Schriftsteller verdienen, die weniger Talent haben als Sie. Jetzt ist es an Ihnen, das zu erweisen, was Sie Demut nennen. Und wenn Sie mir vorwerfen, ich hielte Sie nicht für klug genug, so antworte

ich nur: geben Sie uns die Probe! Seien Sie endlich klug genug, alle diese falschen Begriffe von »Verpflichtung« hinter sich zu werfen. Sie haben nur *eine* Verpflichtung, anständige Bücher zu schreiben und möglichst wenig zu trinken, um sich uns und sich selber zu erhalten. Ich bitte Sie innigst, vergeuden Sie nicht Ihre Kraft in unnützer Revolte, klagen Sie nicht andere an, biedere Geschäftsleute, die normal und ruhig rechnen, während Sie selber nie zu rechnen wußten. Jetzt oder nie ist für Sie der Augenblick, Ihr Leben entscheidend umzustellen, und vielleicht war es sogar ein Glück, daß Sie eben auf den Punkt gestoßen wurden, wo der alte Weg nicht mehr weiterging und Sie gezwungen sind, umzukehren.

Innigst

Ihr Stefan Zweig

An Joseph Roth

49, Hallam Street, London W 1
6. April 1936

Lieber Freund!

Sie können mir noch so böse Briefe schreiben, ich werde Ihnen nicht böse sein. Glauben Sie wirklich, daß wenn ich nur den Schatten eines Rates wüßte, ich schweigen oder vorbereiten würde? Vielleicht können Sie aber selbst einen Plan ausbauen und uns vorlegen, wie man Ihnen helfen kann in den begrenzten Möglichkeiten, die uns allen die Zeit auferlegt. Machen Sie es uns leichter, indem Sie selbst klar einen solchen Vorschlag entwickeln. Und schmieren Sie außerdem ohne Rücksicht auf Stil und Kunst ein paar Filmsujets hin, damit man irgendeine Grundlage hat für mögliche Verhandlungen. Berthold Viertel kämpft hier seit zwei Jahren für Ihren »Radetzkymarsch« und hofft ihn doch über kurz oder lang einmal durchzusetzen.
Herzlichst

Ihr S.

An Hans Carossa

49, Hallam Street, London W 1

2. August 1936

Sehr verehrter Hans Carossa, wie sehr haben mich Ihre Zeilen erfreut! Ich bin jetzt viel unterwegs; in wenigen Tagen schiffe ich mich ein nach Brasilien, wo ich Gast der Regierung bin, und nach Argentinien – es ist ein alter Wunsch von mir, noch einmal diesen Teil der Welt zu sehen, ehe die Knochen morsch und die receptiven Organe träge werden. Auch innerlich soll es eine Pause sein. Das letzte Buch, das ich Ihnen nicht sandte, weil ja meine Bücher in Deutschland (ohne jede politische Gründe, ohne persönliche) nicht mehr circulieren sollen und ich nicht den Empfänger belasten möchte, war ein Abschied für lange vom biografismo. Ich habe jetzt wieder Prosa geschrieben, eine größere Legende und will weiter im

Novellistischen, mich vielleicht sogar an einen Roman wagen; die letzten Jahre waren innerlich zu unruhig und die Beschäftigung mit dem Historischen eine Art Flucht vor der Zeit. Aber der menschliche Organismus reagiert auch im Geistigen nach einiger Zeit nicht mehr so heftig auf äußere Einwirkungen; Einkapselung ist eine Methode, die auch für den Künstler gilt, wenn er seine Concentration, seine Production schützen will. Auch zur Musik bin ich stark hingeflüchtet und die Freundschaft Toscaninis und Bruno Walters war mir da große Hilfe, wie ich ja auch durch Richard Strauss dem Wesen des musikalischen Producierens durch teilnehmende Erfahrung näher kam. So habe ich nicht persönlich zu klagen – es gibt Stöße, die einen vorwärts treiben statt einen zu zerstampfen – man wünschte sich nur losgelöster zu sein, mehr auf sich bezogen und nicht gewaltsam eingedrängt in Geschehnisse, die man weder fördern noch hemmen kann. Sehr erwarte ich Ihr neues Buch. Und da Sie ja unentwegter

Italienfahrer sind, hoffe ich Sie doch wiederzusehen. Hier in England haben Sie eine gemessene, aber treffliche Leserschaft und würden hier auch auf der Universität zu einer Vorlesung mit Jubel empfangen sein. Treulichst Ihr immer ergebener

Stefan Zweig

An René Schickele

49, Hallam Street, London W 1
28. April 1937

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen spät, aber ich hatte selbst ein Buch fertig zu machen, und zwar ziemlich eilig, um bald ein anderes beginnen zu können, das mir wichtiger ist. Aber es liegt doch heute schon so, daß man Pausen nicht machen darf und vielleicht auch gar nicht machen will, weil man im Schreiben am besten die Widrigkeiten der

Zeit überhört. So verstand ich auch Ihr Buch, das die absolute Isolation eines Menschen, eine Isolation bis zum geistigen Exzeß sich zur Aufgabe nimmt, und während man es liest, lebt man ganz in einem Kosmos, der andere zerebrale Gesetze hat als der gemeine (dies im doppelten Sinne des Wortes). Ihr Buch erregt, wenn ich so sagen soll, wie ein großartiges akrobatisches Kunststück. Dieser Mann geht auf einem sehr dünnen Weg über den Abgrund, und man zittert mit ihm und für ihn – ein Zustand, der sehr aufregend ist und doch unerträglich wäre, wenn Sie nicht in den Nebenfiguren diese gespannte Atmosphäre immer wieder auflockerten. Daß ich Sie um Ihre Prosa freundschaftlich beneide, nur nebenbei. Es wäre doch ein furchtbarer Verlust gewesen, hätten Sie damals Ihren Entschluß durchgeführt, französisch zu schreiben. Bleiben Sie mit uns, wir brauchen Sie sehr!

Ich konnte dieses Jahr nicht an die Riviera kommen, sondern ging nach Italien, um dort die eingesperrten Honorare von drei

Jahren aufzuzechren. Sonst schlage ich mich weiter durch und manchmal mit Müdigkeiten herum. Man hat sich die Augen wund gesehen nach dem berüchtigten Silberstreifen am Horizont.

Statt dessen wird es immer dunkler.

Lieber Schickele, ich hoffe, daß es Ihnen gesundheitlich gut geht. Dies bleibt noch immer das Wichtigste. Im nächsten Jahr komme ich hoffentlich nach Nizza herunter, unsere guten Stunden zu erneuern.

Herzlichst

Ihr Stefan Zweig

An Joseph Roth

25. Sept. 37

Lieber Roth, warum, warum sind Sie gleich gekränkt – wird nicht schon genug auf uns

herumgedroschen, als daß wir einander die Zähne zeigen sollten, auch wenn ... Ich bin so sehr von meiner Fehlbarkeit durchdrungen, daß ich gegen andere nichts an Kraft des Absprechens aufbringe. Nein, mein Freund, nicht Artikel jetzt – für unsreinen wäre es das Klügste, in Shanghai oder Madrid sich von einer Gasbombe auslöschen zu lassen und damit vielleicht einen Lebensfreudigeren zu retten. Ich war nur 1 ½ Tage in Paris, sah außer Masereel und Ernst Weiß niemanden, nur ein paar wunderbare Bilder, und jetzt geht es an die Arbeit. Dieses Jahr 37 ist ein schlimmes für mich, alles faßt mich mit Teufelsklauen an, die halbe Haut ist abgeschunden, und die Nerven liegen bloß, aber ich arbeite fort, käme auch weiter, wären nicht die familiären und andere Dinge, die mich lähmen und das Doppelte an Energie herauszwingen. Vergessen Sie nie, daß ich 55 Jahre vorbei bin und, da wir doch ununterbrochen Kriegsjahre erleben, manchmal müde – ich flüchtete geradezu herüber, um hier mich an den Schreibtisch zu klammern, unsern einzigen Halt. Und

was es für ein Bedürfnis für mich gewesen wäre, mit Ihnen zu sprechen, ahnen Sie nicht, ich habe eben wieder von einem »Freunde« einen Hieb bis hinein in die Gedärme bekommen, und die Galle liegt mir knapp an der Lippe, ich beiße nur die Zähne zu. Es wäre wichtig, einmal ausführlich beisammenzusein, und wenn jetzt nicht das Zusammenspiel der Diktatoren zu dem geplanten concentrischen Angriff gegen Rußland führt (erst die Bolsch[ewisten], dann die Democraten, so wurde es ja auch 33 gemacht), wenn auch nur ein schwindsüchtiger Friede bleibt, dann will ich im Januar einen Monat nach Paris; ich habe das Bedürfnis nach Freunden wie nie, und dort sind noch ein paar, und kämen Sie selbst hin, es wäre herrlich! Man muß wieder einmal intensive Luft im Gespräch atmen, sich steigern und stärken: es ist zuviel, was an uns allen von der Irrsinszeit verschuldet wird. Toscanini mußte im letzten Augenblick in Gastein bleiben, ich sehe ihn hier; für mich ist immer erschütternd, wie er, der die größten

»Erfolge« der Erde hat, statt dies egoistisch zu genießen, an allem leidet, was geschieht – nun, in meinem Roman wird vielleicht etwas über das Leiden am Mitleid gesagt sein. Nein, Roth, nicht hart werden an der Härte der Zeit, das heißt, sie bejahen, sie verstärken! Nicht kämpferisch werden, nicht unerbittlich, weil die Unerbittlichen durch ihre Brutalität triumphieren – sie lieber widerlegen durch das Anderssein, sich höhnen lassen für seine Schwäche, statt seine Natur zu verleugnen. Roth, werden Sie nicht bitter, wir brauchen Sie, denn die Zeit, soviel Blut sie auch säuft, ist doch sehr anämisch an geistiger Kraft. Erhalten Sie sich! Und bleiben wir beisammen, wir wenige!

Ihr St. Z.

An Joseph Roth

[undatiert; vermutlich Herbst 1937]

Lieber, eben Ihr Brief. Er macht mich traurig. Ich erinnere mich, wie wir einander vordem schrieben: wir erzählten einander unsere Pläne, wir rühmten Freunde und freuten uns unseres Verstehens. Ich weiß jetzt von nichts, was Sie vorhaben, was Sie schaffen; in Italien erzählte man mir von Ihrem andern Roman und hat ihn gelesen, und ich weiß nichts von ihm. Roth, Freund, Bruder – was geht uns der Dreck um uns an! Ich lese einmal in der Woche die Zeitung und habe dann an dem Lügen aller Länder genug, das Einzige, was ich tue, ist, daß ich versuche, hie und da einem Einzelnen zu helfen – nicht materiell, meine ich, sondern auch Leuten herauszuhelfen aus Deutschland oder in Rußland oder sonst in Nöten: vielleicht ist das die einzige Art, in der ich aktiv zu sein vermag. Ich widerspreche nicht, wenn Sie mir sagen, daß ich flüchte. Wenn man Entscheidungen nicht durchkämpfen kann, soll man vor ihnen davonlaufen – Sie vergessen, Sie, mein Freund, daß ich mein Problem im »Erasmus« *öffentlich* gestellt habe und nur eines verteidige, die

Unantastbarkeit der individuellen Freiheit. Ich verstecke mich nicht, schließlich ist der »Erasmus«, in dem ich auch die sogenannte Feigheit einer concilianten Natur darstelle, ohne sie zu rühmen, ohne sie zu verteidigen – als Faktum, als *Schicksal*. Und ebenso der »Castellio« – das Bild des Mannes, der ich sein möchte.

Nein, Roth, ich war nie eine Sekunde einem wahren Freunde untreu. Wenn ich Tosc[anini] sehen wollte, so weil ich ihn ehre, weil man mit einem 72jährigen Menschen jede Gelegenheit nutzen muß, und ich habe ihn ja dann gar nicht gesehen (das überlasen Sie in meinem Brief), weil ich fort mußte, Amsterdam lag ab von meinem Weg, und ich wußte gar nicht, ob Sie in A. oder in Utrecht seien. Roth, wie wenige sind wir, und Sie wissen, so sehr Sie Sich gegen mich wehren, daß kaum irgend jemand so sehr an Ihnen hängt – wie ich, daß ich alle Ihre Erbitterungen ohne Gegenerbitterung fühle: es hilft Ihnen nichts. Sie können gegen mich tun, was Sie wollen, mich privat, mich öffentlich

herabsetzen oder befeinden, Sie kommen doch nicht davon los, daß ich eine unglückliche Liebe zu Ihnen habe, eine Liebe, die an Ihrem Leiden leidet, an Ihrem Haß sich kränkt. Wehren Sie sich nur, es hilft Ihnen nichts! Roth, Freund, ich weiß, daß Sie es furchtbar schwer haben, und das genügt mir, um Sie noch mehr zu lieben, und wenn Sie böse, gereizt, voll unterirdischer Ressentiments gegen mich sind, so spüre ich nur, daß das Leben Sie quält und Sie aus richtigem Instinct gegen den schlagen, gegen den Einzigen vielleicht, der es Ihnen nicht übelnimmt, der gegen alles und alle Ihnen treu bleibt. Es hilft Ihnen nichts, Roth. Sie können mich nicht abbringen von Joseph Roth. Es hilft Ihnen nichts!

Ihr St. Z.

An Joseph Roth

17. Oct. 1937

Lieber Unfreund, ich will Ihnen nur sagen,
daß ich endlich dank Barthold Fles, den ich
gestern sah, etwas über Ihre Arbeit weiß
und mich riesig freue, daß Sie so hartnäckig
am Werke sind: ich weiß, daß Ihnen die
beiden Bücher gelingen werden. Er erzählte
mir, daß Sie eine Einladung nach Mexico
hätten, und ich kann Ihnen gar nicht sagen,
wie wichtig das meiner Meinung nach für
Sie wäre, einmal Klima, Ort, Umwelt zu
wechseln, neu sich aufzufüllen, und wie
wunderbar würden Sie eine solche neue
Welt darstellen – so etwas muß auch, ich
sagte es Fles, leicht zu finanzieren sein. Der
Verwesungsgeruch Europas steckt uns allen
in der Nase: ein wenig Luft von außen, und
Sie wären, Sie lieber, Sie wichtiger Freund,
von der Seele her erfrischt. Ich freue mich,
daß Sie wenigstens in Paris sind –
vergessen Sie nicht in der Ausstellung den
literarischen Pavillon (»ébauche d'un musée
de littérature« anzusehen, der stärkste
Eindruck der ganzen Ausstellung für mich).
Ich habe gestern die erste Form meines
Romans fertiggemacht, 400 Seiten,
natürlich eine ganz unzulängliche Skizze,

die eigentliche Arbeit beginnt jetzt erst, und wie wichtig wäre es für mich, mich mit Ihnen zu beraten! Aber nach London wollen Sie ja nicht (obwohl es wichtig wäre), und ich muß jetzt einmal stillsitzen bis Dezembermitte, dann will ich auf 14 Tage nach Wien und vielleicht einen Monat nach Paris. Wann sehen wir einander? Sie kennen jetzt alle meine Pläne. Nächster Tage bekommen Sie von mir die zwei Bücher, die Sammlung meiner »Essays« und den »Magellan«. Ich habe die letzten Jahre wirklich gearbeitet und herausgeholt, was zu holen war an Kraft und Quantum; möge die qualitas keine zu schlechte sein! Dies nur ein Gruß ins Foyot, und vergessen Sie nicht Ihren unglücklichen Liebhaber und abgelegten Freund

St. Z.

An Joseph Roth

49, Hallam Street, London W1
[undatiert; vermutlich Januar 1938]
sofort nach Ihrem Brief.

Mein Lieber,

ich bin furchtbar erschrocken über Ihren Brief; die Schrift war wirklich krank, und ich spüre atmosphärisch schon lange, daß Sie sehr verzweifelt sind (mehr vielleicht noch als ich, den diese Zeit, in der *alles* unsern Erzfeinden gelingt, rasend macht). Kann ich etwas für Sie tun? Es ist ja so schwer, weil ich gar nichts von Ihnen weiß. Kann die gute Keun mir nicht einmal über Sie schreiben – Sie wissen ja nicht, wie ich (gleichgültig gegen Ihre Einstellung zu mir) an Ihnen hänge und für Sie eigentlich in Permanenz besorgt bin. Vielleicht komme ich doch jetzt nach Paris, ich wollte eigentlich zuerst nach Lissabon, Estoril und dort an der stillsten Rivieraküste arbeiten. Jener Roman ist in den Grundzügen festgelegt, auch schon einmal geschrieben, jetzt in der zweiten Stufe. Aber es fehlt mir noch viel, im Dialog, in der Sprache. Ich

werde, müde wie ich bin, doch länger daran arbeiten als ich dachte und da bewundere ich Ihre Stoßkraft – freilich, Sie sind 15 Jahre etwa jünger, und was für Jahre! Mein Lieber, ich schwätze da herum, Sie mögen aber durchaus das Bedürfnis sehen, wieder einmal mit Ihnen beisammenzusein, mich auszusprechen und vor allem von Ihnen, von Ihren Arbeiten zu hören. Ich weiß gar nichts von Ihnen und will Sie doch nicht verlieren, es beleidigt mich, wenn dann plötzlich ein Buch kommt, um das Sie, mein Freund, ein Jahr gekämpft haben, und ich weiß nichts davon, ich bin der Letzte, der davon erfährt, und hatte doch einmal den Stolz, der Nächste, der Verlässlichste zu sein. Bitte schonen Sie sich. Tut Paris Ihnen gut? Wäre nicht doch der Süden besser für Sie? Ach, ich frage und weiß doch, Sie antworten mir nicht mehr. Aber ich frage eben oder vielmehr mein Herz fragt nach Ihnen. Innigst

Ihr alter St. Z.

Sobald ich ein wenig Übersicht habe, wann ich fahre, schreibe ich Ihnen sofort.

An René Schickele

49, Hallam Street, London
22. April 1938

Lieber René Schickele,

Eben kommt Ihr Brief, da ich Ihnen für die Novelle danken wollte. Leider kann ich Ihnen nichts so sehr Erfreuliches über die englische Situation berichten. Wir sind, sowohl Sie als ich, durch unsre ganze Einstellung dem englischen Geschmack äußerst fremd, und meine Einflußkraft hier eine kläglich geringe. Ein Vorwort müßte hier unbedingt von einem englischen Schriftsteller geschrieben sein, um irgendwelche Wirkung zu haben und nicht eher Mißtrauen zu erregen. Dagegen will ich Hübsch sofort schreiben, daß Thomas Mann ein Vorwort für Sie geschrieben hat,

obwohl er es nicht mit einer Ausgabe bringen könnte. (Vielleicht den Schlußsatz ein wenig verändert.) Seine Autorität ist drüben ja jetzt sehr groß, leider herrscht drüben auch die Bücherpleite. Unser Unglück ist ja, daß unsre persönliche Krise mit einer Weltkrise zusammenfällt.

Wir stehen vor einer moralisch auch sehr verantwortlichen Situation. Da wir unsren »Markt« verloren haben, unser Publikum uns gestohlen worden ist, materiell nur der englische Markt gilt, müßte man versuchen, sich dem angelsächsischen Geschmack bewußt anzupassen, was ich nicht kann, und Sie wahrscheinlich ebenso wenig. Mich haben einigermaßen die biographischen Bücher über Wasser gehalten, aber wie es mit dem Roman werden wird, an dem ich arbeite, scheint mir mehr als dubios. Vielleicht wird es für Sie notwendig sein, irgendein Buch neben der dichterischen Produktion zu schreiben, ich dachte damals an Jaurès als Symbol des Untergangs der Internationale, als Zerstörung der letzten europäischen Einheit (oder vielleicht ein

andres Thema, das Ihnen gelegen ist, ließe sich vielleicht fruktifizieren.) Aber eine innere Umstellung unsers literarischen Habitus wird und soll uns nicht mehr gelingen. Hier müssen wir resignieren und vielleicht auf zwei Geleisen versuchen weiterzukommen, auf einem, das nur dem Güterverkehr dient, und dem anderen, das unsre eigentliche geistige Bewegung darstellt.

Verzeihen Sie mir, lieber Freund, den Pessimismus, der vielleicht aus diesen Zeilen spricht. Aber die österreichische Sache hat mich doch sehr getroffen. Nicht nur, daß ich meine Mutter dort habe und Freunde, nicht nur, daß das ganze Opus noch einmal eingestampft wird und noch einmal von neuem angefangen werden soll – es ist auch der Verlust des beinahe letzten Wirkungskreises, der Sturz ins Leere. Hieße es nur »durer«, wie Sie sagen, man brächte dazu noch die Kraft auf. Aber dazu noch das immerwährende Neuanfangen mit einem von tausend dreckigen Äußerlichkeiten verschmutzten Kopf,

Paßfragen, Heimatzugehörigkeitsfragen,
Familienproblemen, Lebensproblemen.
Man wird manchmal schon recht müde.

Verzeihen Sie diesen schlimmen Brief, aber ich habe mir das Gute listigerweise für den Schluß behalten, nämlich die Freude an Ihrer Novelle. Sie haben immer aus dem Rhythmus der Sprache heraus geschaffen und durch diesen Überschwung auf das Französische einen ganz neuen Ton gefunden, der mich merkwürdig an Ihre ersten Gedichte erinnert, an das himmlisch Lyrische. Alle Gnade eines neuen Anfangs ist darin, und ich freue mich furchtbar für Sie, daß Sie sich einen Aufschwung dieser Art geben konnten. Es zeugt für die Vitalität Ihres Fühlens und verrät die noch unangebrochenen Reserven, die wir mit der Wünschelrute der Freundschaft immer bei Ihnen gespürt haben. Lassen Sie sich jetzt nicht niederbeugen. Ich schreibe noch heute an Hübsch. Bitte, vergessen Sie nur nicht, ihm dann ein Exemplar der Vorrede zu senden, die ihn sicher beeindrucken wird, und was hier geschehn kann, soll alles

freudigst geschehen. Da ich alles Gute mir zum Schluß aufsparen wollte, sage ich Ihnen noch, daß wir hier an irgendeinem eigenartigen Verlagsplan herumarbeiten, der die früheren verschollenen Bücher unserer Besten in billiger Form ans Licht heben soll. Und im Plan stehen Sie natürlich auf Liste Nummer eins. Wenn es nur gelingt! Ich verwende viel Zeit darauf.

Herzliche Grüße

Ihres Stefan Zweig

An Joseph Roth

[undatiert; vermutlich Sommer 1938]

Lieber Freund, Sie schweigen mich hartnäckig an, ich aber denke oft und herzlich an Sie. Mein Leben ist in letzter Zeit arg überhäuft, ich habe das Buch glücklich auscorrigiert (was bei mir beinahe: Nocheinmalschreiben heißt), dann

Material gesammelt zu einer Novelle (oder Art symbolischer Novelle), an der ich jetzt schon schreibe, nur immer wieder verstört. Ich muß bei der Arbeit allein sein (bei der conceptiven zumindest) und wollte seit 10 Tagen nach Boulogne flüchten, aber das Wetter ist erbarmungslos. In Deutschland hat »Castellio« seinen Schatten vorausgeworfen, auch die Auslieferung nach Ungarn, Polen, etc. die – Österreich hat kein Clearing mit diesen Staaten – bisher über dieses edle Land ging, ist unmöglich, und auch sonst kommt viel an kleiner Ärgerlichkeit zusammen – ich wundere mich, daß wir dabei noch arbeiten können. Hier lebe ich wie in einer Höhle, kenne ein Zehntel der Leute wie vor zwei Jahren, auch sonst fällt und raschelt viel Laub von alten Herzensbanden. Nun, man hat aber auch kräftig mit der germanischen Axt auf uns losgedroschen!

Und Sie! Ich bin immer ungeduldig, wenn ich an Sie denke. Ihr Roman I muß ja ganz vollendet sein, und wie geht die Arbeit an dem neuen? Wo werden Sie sein? Wo kann

man Sie finden? Vor Amsterdam fürchte ich mich, weil ich dort 15 Leute besuchen müßte und außerdem fährt nur die deutsche Lufthansa hin. Wie lange bleiben Sie noch dort? Haben Sie irgendwelche Entschlüsse gefaßt? Roth, halten Sie sich jetzt zusammen, wir brauchen Sie. Es gibt so wenig Menschen, so wenig Bücher auf dieser überfüllten Welt!!

Herzlichst

Ihr Stefan Zweig

An Klaus Mann

[undatiert; vermutlich Juli 1939]

Lieber Klaus Mann,

ich muß Ihnen doch so rasch als möglich sagen, welche außerordentliche Freude mir Ihr Roman bereitet hat; ich spürte so lange schon in Ihnen die wachsende

Entschlossenheit, das männliche
Sicherwerden, ich habe, Sie wissen es
vielleicht, immer auf Sie »gesetzt«, aber
dieses Buch übertrifft doch weit diese
anspruchsvollen Erwartungen durch seine
Fülle und geistige Überschau, seine strenge
und bis ans Unerbittlich-Verzweifelte
getriebene Gerechtigkeit. Ich denke jetzt
nicht an einzelne Scenen (herrliche sind
darunter, absolut unvergeßbare) sondern an
die Verteilung von Farbe, Licht und
Schatten in dem ausgespannten Rahmen
und die Vehemenz der Pinselführung; mir
war es so wichtig, daß Sie dieses Problem
nicht flächig darstellten, Geschehnis neben
Geschehnis mit Menschen, die als Statisten
auftreten und sich wie Marionetten hölzern
bis zum Schluß in ihren Scharnieren
bewegen, sondern daß die Wandlung, die
Verwandlung der Charactere durch die
Emigration das eigentliche Thema wird,
also durchaus das innere Schicksal als
Reflex und Folgeerscheinung der
organisch-atmosphärischen Veränderung.

Einwände habe ich keine, gewünscht hätte ich vielleicht noch etwas mehr Armut und Geldverzweiflung, wie ich sie oft, allzuoft sehe, den Untergang bloß aus dem nackten Faktum von fehlenden paar Mark – etwas mehr Kläglichkeit, Dreck, Düsterkeit also. Und dann hat natürlich der November 1938 noch manches übertroffen: Hitler schreibt Weltgeschichte mit teuflischerer Brutalität als wir sie zu erdichten vermögen. Er wird Ihnen, wenn nicht gepanzerte Engel niedersteigen, andere als Ihr Engel der Heimatlosen, noch einen zweiten Band schreiben.

Lieber Klaus Mann, ich habe noch ein persönliches Gefühl bei diesem Buch – als ob Sie sich dabei und dadurch selbst immunisiert und gerettet hätten. Lese ich richtig, so haben Sie es gegen ein früheres Selbst, gegen innere Unsicherheiten, Verzweiflungen, Gefährdungen geschrieben: so erklärt sich mir seine Gewalt. Es ist eben kein beobachtetes Buch (wie z. B. Feuchtwangers Fresco zu werden

scheint) sondern ein erlittenes. Man spürt das.

Wo immer diese Zeilen Sie erreichen mögen, sollen sie Ihnen meinen Glückwunsch sagen. Ich habe mich herzlich an Ihnen gefreut und danke Ihnen, daß Sie mein jahrealtes Vertrauen in Sie so erfüllt und übertroffen haben. Von Herzen Ihr

Stefan Zweig

Eine Beckmesserei, aber nur als Zeichen, *wie* genau ich Ihr Buch las. Auf Majorca lässt Bernheim den Greco und Renoir zurück. Wieso hat er ihn wieder in Wien in seiner Villa? Ist das nicht eine Flüchtigkeit, die in der nächsten Auflage zu tilgen wäre.

An Emil Ludwig

»Rosemount« Lyncombe Hill Bath
[undatiert; vermutlich Juni 1940]

Lieber Emil Ludwig, ich lese, daß Sie in London sind auf dem Weg nach America, ich bin auch nach Südamerica geladen, aber zögere – Wolfensteins Gedicht ist wie von mir geschrieben – nicht aus Reisefurcht, sondern aus dem Gefühl nicht zum zweitenmal wie in der Schweiz damals die Dinge nur von außen gesehen zu haben.

Ich konnte Ihnen für Ihre Bücher nicht danken, weil ich unter Censur überhaupt keine Briefe mehr schreibe. Aber ich möchte Sie sehr gerne sehen und will es versuchen, wenn ich diese Woche nach London muß. Noch schöner wäre, Sie sähen sich eine der wenigen wirklich charmanten Städte an, die England hat – ein lohnender Ausflug für sie und für mich eine Freude.

Ihr Stefan Zweig

An Richard Beer-Hofmann

The Wyndham Hotel, New York
11. Juli 1940

Mein lieber verehrter Richard Beer-Hofmann, wie haben wir um Sie gebangt, und wie glücklich war ich, Sie hier geborgen zu wissen, freilich, ich weiß es, in jeder Stunde der Gütigen gedenkend, die sonst Sie überallhin mit ihrer Sorge begleitet. Aber selig die Toten in dieser Zeit – ich bin so tief erschüttert, weil ich mehr Europäer als Österreicher war und der Sieg, der zeitweilige, der Gewalt mich für immer heimatlos macht. Ich bin mit meiner kleinen Klugheit so wie von Österreich rechtzeitig von England fort, alles hinter mir lassend, was Besitz war, und sogar das halbfertige Manuscript eines Buches, an dem ich seit Jahren arbeite, und irre jetzt mit einem Transitvisum, hier eingelassen und fortgetrieben, nach Südamerica zu Vorlesereisen, die ich nicht mag. Werde ich je zurückkehren können? Werde ich es dürfen, werde ich es wollen? Aber ich frage schon nicht mehr, ich lasse mich treiben, nur von einem Gedanken beseelt, nicht

diesem braunen Burschen in die Hände zu fallen – dies die einzige Furcht, die ich im Leben noch habe, die andern sind verlernt. Ich hatte mich schon ganz zurückgezogen, auf Umgang verzichtend und nur jenes [Umgangs] mit Büchern und meinem Garten froh, nun heißt es weiter ahnsverisch wandern, und als einzige Arbeit erzähle ich mir (und später andern) mein Leben, das eines Europäers und Juden in dieser Zeit. Ich hoffe, wenn man mir es erlaubt, auf der Rückreise in America wieder etwas zu bleiben, Sie im Spätherbst zu sehen in alter Liebe, Treue und Verbundenheit!

Ihr Stefan Zweig

An Thomas Mann

The Wyndham Hotel, New York
17. Juli 1940

Verehrter Herr Professor, dies nur ein Gruß,
der keine Antwort benötigt. Ich wollte

Ihnen bloß sagen, wie sehr ich es bedaure,
Sie versäumen zu müssen, aber meine Tage
sind hier amtlich gezählt, und es war schon
harte Arbeit, von England das Exit, von
America das Transit für Vorträge in
Südamerica zu bekommen. Aber ich habe
in England doch zu sehr unter dem Gefühl
der Macht- und Nutzlosigkeit gelitten. Nahe
Freunde wie Robert Neumann wurden
interniert, Verwandte mußten unser Haus
verlassen, die Fifth-Column-Hysterie, erst
gefördert von oben nur, dann in den breiten
Massen zu einem wilden Mythos
anschwellend, macht jemandem, der einen
deutschen Namen hat, das Leben
unbehaglich. Hoffentlich kann ich nach
England rebus bene gestis zurückkehren
und muß nicht die Schar der
Umgeschüttelten und Heimatlosen und
somit die Last für die anderen vermehren.

Ich tue dies alles, was in meinen kleinen
Kräften steht, um Freunde (und auch meine
frühere Frau) aus Frankreich zu retten, aber
auch in gods country mahlen Gottes
Mühlen grauenhaft langsam, und ich weiß,

wie drüben die Menschen von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute warten, oft an unserem Eifer, unserer Hingabe im geheimen zweifelnd – wichtig wäre, daß jenes erlösende Telegramm von Washington mit den Visas für die wirklich Gefährdeten endlich abgeht. Ich weiß, Sie haben einen Sohn, einen Bruder dort und verstehen so vom eigenen Blut her unsere Sorge.

Der arme Otto Pick gründete knapp vor seinem Tod noch eine deutsche Zeitschrift in London. Ich weiß nicht, ob Sie meinen Aufsatz über Ihre herrliche »Lotte« noch erhielten, der dort erschien – ich konnte Ihnen selbst kein Exemplar schicken, weil ich deutschen Text nicht mehr versendete. So blieb auch das ganze fast vollendete Manuscript meiner großen Balzacbiographie, einer seit Jahren begonnenen Arbeit zurück, aber ist es nicht wichtiger sich die Arbeit zu retten, die man noch tun kann, statt die halb oder ganz getane?

In herzlicher Verehrung

Ihr Stefan Zweig

Alles Gute den Ihnen!

An Thomas Mann

The Wyndham Hotel, New York

29. Juli 1940

Sehr verehrter lieber Herr Doktor, Ihr gütiger Brief erreichte mich noch hier, denn ich habe – aus der Sentimentalität Europa näherzubleiben – die Südreise noch um 10 Tage verschoben. Wie viel hätte ich Ihnen von England zu erzählen gehabt! Ich hatte in meiner amphibischen Situation mich vom ersten Kriegstage zurückgezogen, jedem Gespräch ausweichend, in eine absolut trappistische Clausur, aber mit Sorge beobachtete ich vom ersten Tage, wie die Engländer – von historischen Analogien verführt – den Krieg im Tempo und mit der Gelassenheit des Friedens führten, einzig darauf bedacht, das easy going des privaten

Lebens möglichst wenig zu stören. Sie träumten von diesem Kriege als einer Blockade, setzten nicht rechtzeitig weder Menschen noch die letzte Energie ein – jetzt an die Wand gedrückt, entfalten sie erstaunliche Kräfte, aber was vermögen Nerven wider Tanks? Das werden die nächsten Wochen erweisen.

Schmerzlich ist mir, für America die gleiche selbstbewußt-passive Haltung zu sehen, dieselbe verhängnisvolle Politik, mit Worten und Tadel die Angreifer zu verärgern und sie gleichzeitig durch eine übertrieben-gerechte Neutralität erstarken zu lassen. Mit der englischen Flotte opfert America seine erste Verteidigungsline auf, so wie England seinerzeit mit Österreich und den Czechen seinen sichersten Wall. Auch hier kein einheitlicher Plan für die nächsten Jahre; auch hier keine auf den kommenden wirtschaftlichen Conflict schon im voraus eingestellte Ökonomie, auch hier nur Abwartewehr. Inzwischen nähern sich schon Hitlereuropa und Japan, die Schneiden der Zange werden im stillen

geschliffen, daß ein Angriff gegen die letzte Demokratie in den Generalstäben bereits ausgearbeitet wird, ist für mich Axiom. Wir sind leider noch nicht am Ende. Aber so wie wir Emigranten in England die Gefahr deutlicher erkannten als die Engländer, so sehen wir Europäer die Notstunde Americas in seiner heutigen Prosperität bereits voraus, ungelöst dort wie hier.

Daß ein Mann wie Sie, der wie keiner Solidarität mit der Emigration bekundet, von Einzelnen angefeindet wird, überrascht mich und andererseits doch wieder nicht. Emigration bedingt eine Verschiebung des Gleichgewichts, sie ist eine Gleichgewichtsstörung, weil der einzelne plötzlich nicht mehr dasselbe Gewicht im Sinne der Geltung hat wie vordem; das führt dann epidemisch zu seelischen Verstörungen. Mir ist es nicht viel besser ergangen als Ihnen – der unselige Zarek schrieb mir plötzlich, ich »verhinderte«, daß die andern deutschen Schriftsteller, vor allem er, in englischer Sprache erschienen, und ähnliches pathologisches Zeug; nun,

ich nehme es bedauernd als Verstörung,
allerdings im Falle Ludwig die mildernden
Gründe abziehend, denn wenn einer, so ist
er durch internationale Geltung und
Schweizer Paß seit Jahren all den Sorgen
entgangen, die für uns verheerend,
zerstörend, weil deconcentrierend waren.

Sie sind so gütig, mich nach meinem Wohin
zu fragen. Ich weiß es nicht. Ich bin
eigentlich entschlossen, nach England
zurückzukehren, außer im Falle, daß
Mosley dort Dictator wird. Ich habe einfach
nicht mehr die Kraft, bei Consulaten,
Ämtern um Erlaubnisse, Verlängerungen
einzukommen. Ist es in England halbwegs
möglich trotz deutscher
Sprachzugehörigkeit und jüdischer
Belastung zu leben in der Weise, wie ich
immer lebte – nicht öffentlich, unsichtbar –
so werde ich es tun. Kommt Mosley oder
sonst eine Form des Fascismus, dann ist
Amerika gleichfalls kein Hort für lange
Dauer mehr. Ich suche zunächst, den
ganzen Complex des »Wohin« möglichst
abzublenden und lasse mich treiben. Einmal

muß entweder der Sturm enden, oder man endet selbst. Inzwischen versuche ich zu arbeiten und in einer Art Selbstdarstellung die Zeiten zu schildern, durch die ich gegangen – wir sind schließlich Zeugen einer der größten Weltverwandlungen, und solange ich nicht dichterisch zeugen kann (im Sinne der Schöpfung), will ich wenigstens Zeugenschaft leisten im Dienst des Documentarischen. Mein Aufsatz – ich glaube der hymnischste, den ich je geschrieben – über »Lotte in Weimar« liegt in London, ich hatte nur ein gedrucktes Exemplar und wagte Deutsches nicht durch die Censur zu nehmen. Aber später – hoffen wir auf dies Später! – kann ich Ihnen dies kleine Zeichen großer Verehrung gerne übermitteln.

Ihr getreuer Stefan Zweig

Grüßen Sie, bitte, die Ihren!